



Nr. 29.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungspreliste
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 19. April.

Abonnementpreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Die talentvolle Frau. Novelle von Robert Misch (Fortsetzung). — Die Verhältnisse der Offiziere. Von H. C. — Zu Max Nordaus „Evolutionstheoretischer Arbeit.“ Von Dr. Paul Otto Schmidt (Fortsetzung). — Grundzüge einer zeitgemäßen Umgestaltung des altpraktischen Unterrichts auf den höheren Lehranstalten, namentlich den Gymnasien. Von Carl Löbner (Zschiff.). — Die Anwendung der Elektrizität in der Heilkunde. Von Dr. Gregor Kemmer. I. — Rante Strum als Erzieher. Von einem Berliner. (Fort nach: „Heimbrandt als Erzieher.“) — „Die Krupersonate.“ Von H. M. — Kleine Kritik.

Die talentvolle Frau.

Novelle

von

Robert Misch.

(Fortsetzung.)

„Du wirst es mir später wiedergeben, wenn es Dir besser geht!“ tröstete ihn dieser, als sich Stillfried anfangs weigerte. „Abriß dich revanchiere ich mich nur. Hast Du mir nicht auch schon aus der Patzche geholfen?“

Stillfried hatte den Freund einst von einer drängenden Wechelschuld befreit, und diesen Liebesdienst vergaß ihm der dankbare, gutmütige Delarive nie. — Auch „Damen“ verkehrten in dieser Gesellschaft. Es waren die kleinen Freundinnen vom Ballett des Hoftheaters oder aus den Modegeschäften der Stadt. Mit ihnen machte man zu Schlitten oder zu Wagen Ausfahrten in die Umgegend, nachdem man am Zielpunkt das Menu telegraphisch vorherbestellt, mit ihnen lief man im Viebrücker Schlosspark oder auf dem Rhein Schlittschuh. Einer der Herren, ein junger Millionär in spe, der Sohn eines Champagnerfabrikanten, besaß in einem der bekannten Orte des Rheingaaues eine Villa, die ihm mit einigen Weinbergen sein Vater zur Bewirtschaftung und praktischen Ausbildung gekauft hatte. Er zog es vor, das von Wiesbaden aus zu besorgen, wo er sein ständiges Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Zuweilen lud er die ganze Gesellschaft nach seinem Landhaus am Rhein. Dann setzte er seinen Gästen die kostbarsten Lederbissen und die feinsten Jahrgänge, die edelsten Auslesen aus seinen Kellereien vor. Hier machte der Dichter die Bekanntschaft einer kleinen, blonden Tänzerin, deren Herz gerade frei war. Eine Freundin hatte die herrenlose Ballettense mitgenommen. Der Zufall setzte sie neben Stillfried, den die kleine Berlinerin nach einer Stunde bereits „einen famosen Keel“ nannte, mit dem „sie näher bekannt werden müsse.“ Dieser Sympathie für den Dichter gab sie im Laufe des Abends bei jeder neuen Flasche einen immer stärkeren und intimen Ausdruck.

In Wiesbaden spannt sich das weiter fort. Die kleine blonde Emmy hatte nun einmal, wie sie den Freunden und Freundinnen lachend versicherte, einen Narren an „ihrem süßen, hübschen Dichtersmann“ gefressen und ließ nicht mehr von ihm ab, so gern er sich auch von ihr zurückgezogen hätte. Wohl sträubte er sich anfangs dagegen, aber seine Gewissensbisse wichen bald dem wiederholten Ansturm „der anspruchlosen Kleinen.“

Alta litt unjählich. Sie war jetzt meist allein. Nicht einmal mehr zum Mittagessen stellte er sich regelmäßig ein. Die gemeinschaftlichen Spaziergänge hatten schon längst aufgehört. Den letzten Rest des Geldes, der ihm vom Vorschuß des Verlegers übrig geblieben war, hatte er Alta für die Wirtschaft übergeben. Aber er mäkelte immerzu an dem Essen, das sie ihm vorsetzte. Sein Geschmack entwöhnte sich im Kreise seiner neuen Freunde bald wieder der einfachen Kost, die sie der Ersparnisse halber bereiten mußte. Alta, die sich auch hier seinem Willen unterwarf, kostete darauf feiner und köstlicher, sah aber mit Schrecken die Summe, die er ihr gegeben, immer kleiner werden. Nicht um alles in der Welt hätte sie etwas von dem Gelde nehmen mögen, das, wie sie wohl wußte, er von Delarive erhielt. Da entschloß sie sich, selbstthätig einzugreifen, bis er wieder Zeit und Lust zur Arbeit fand. Wenn der Freund aus Berlin, den sie jetzt als seinen und ihren bösen Dämon betrachtete, wieder fort sei, dann würde der Dichter mit frischen Kräften an ein neues Werk gehen, hoffte sie. Bis dahin mußte sie die ganze Last auf ihre eigenen Schultern nehmen. Sie setzte sich mit einem Verleger in Verbindung, für den sie französische Werke, und mit einer litterarischen Agentur, für die sie englische Zeitungsromane überetzte. Es brachte nicht gerade viel ein, aber man konnte doch davon leben. Und während der Dichter seinem Vergnügen nachging, saß sie von frühester Morgenstunde an, oft noch beim Schein der Lampe, und arbeitete in fliegender Hast, um nur recht viele Bogen fertig zu bringen. Dann vertauschte sie rasch die Feder mit dem Löffel und bereitete das Mahl, das sie schon vorher auf den Herd gesetzt. Es bedurfte zum Glück keiner besonderen Stimmung und Samm-

lung für diese litterarische Tagelöhnerarbeit; so konnte sie denn vom Schreibtisch zum Kochherd und wieder von der Bratenschüssel zu ihren Manuskripten eilen. Sehnsüchtig weilten dann ihre Gedanken bei ihm, und freudig erzitterte sie, wenn sie seinen Schritt, seine Stimme hörte. Sie fühlte, daß ihr sein Herz allmählich verloren gehe. In tausend kleinen Zügen offenbarte sich ihr das; es erfüllte sie mit einem tiefen Weh, das ihr Dasein langsam untergrub. Sie magerte zu einem Schatten ab. Die Anzeichen einer starken Nervenabspannung stellten sich ein: Herzklopfen, Kongestionen, plötzliche Atemnot! Der Arzt verordnete fleißiges Spazierengehen, aber sie mußte rastlos arbeiten. Sie peinigte sich mit Selbstwürfen, daß sie ihn seinem Dichterberuf entrißen habe. Das entfremdete ihr sein Herz, glaubte sie. Wenn er wieder leicht und freudig schaffen könne, würde er sie auch wieder lieben.

Ihre ganze Hoffnung setzte sie deshalb auf die Scheidung, die ihre eheliche Verbindung und damit die Rückkehr nach Berlin zur Folge haben würde. Allmählich würden sie sich hier wieder eine Position erringen können. Sobald sie seine Gattin war, war ja jede frühere Schuld in den Augen der Welt gesühnt und getilgt. Und so kochte, schrieb und weinte sie sich denn durch ihr ödes Dasein, das weder durch Umgang und Abwechslung, kaum durch spärliche Liebfosungen Stillfrieds verschönt wurde — immer mit dem Ausblick auf eine hellere Zukunft.

Das Weihnachtsfest war traurig für sie verlaufen. Delarive hatte Stillfrieds Einladung abgelehnt: er hätte bereits bei einem höheren Beamten zugesagt, der zu seinem Chefredakteur in engen Beziehungen stehe. Dem lustigen Gesellen schauderte vor der trübseigen Weihnachtsfeier in dem engen Stübchen mit der ewig verweinten Asta. Auch dem Dichter graute heimlich davor. Er hatte einige Geschenke für ihre Ausstattung gekauft, die einer Aufbesserung dringend bedurfte. Hatte er sich doch eines Tages ihrer geschämt, als sie ihm in ihrem ärmlichen, schwarzgrauen Kleide mit dem dünnen Zäckchen, das sie sich selbst zurechtgeschneidert, in Gesellschaft seiner eleganten Freunde begegnet war. Er blickte plaudernd zur Seite, und sie war, einem ähnlichen Gefühle folgend, still und unerkannt an ihm vorübergeschritten.

Sie hatte ihm einige Kleinigkeiten gestickt, die ihn heimlich sehr überflüssig dünkten, für die er ihr aber mit einem Schwall von Worten dankte. Auch ein kleines Bäumchen hatte sie mit Lichtern und Konfekt ausgeputzt. Und nun saßen sie stumm vor der brennenden Tanne, und jedes dachte der vergangenen, besseren Zeiten. Dann hatte sie das Essen aufgetragen, das ebenso still verzehrt wurde. Wovon sollten sie auch sprechen, da kein gemeinsames Ziel, keine gemeinsamen Interessen sie mehr verbanden? Der Dichter vertiefte sich in einen englischen Roman. Seitdem er nicht mehr arbeitete, las er viel, angeblich „um seinen Geist zu befruchten.“ Aber er verschmähte jede wissenschaftliche Lektüre und griff zur leichtesten Unterhaltungslitteratur. Wenn er sich nicht auswärts mit seinen Freunden umhertrieb oder einige Briefe schrieb, lag er faulenzend auf der Chaiselongue seines Arbeitszimmers.

Asta zog sich darauf still in das Schlafzimmer zurück, nachdem sie ihm den verlangten Glühwein gebracht. Und hier in der Einsamkeit weinte sie heiße, bittere Thränen der tiefsten Verzweiflung, die sie in ihrem Leben erstikte, um den lesenden Stillfried nicht zu stören oder gar eine Scene herbeizuführen.

Hatte er sie doch eines Tages, als er sie in Thränen fand, barsch angefahren: „Warum weinst Du? Gebe ich Dir vielleicht Grund dazu? Kann ich dafür, daß ich jetzt nicht arbeiten kann?! Mißgönnt Du mir den Umgang mit meinen Freunden? Da wir Familienverkehr nicht haben können — warum, weißt Du selbst am besten! — bin ich auf die Junggefallen angewiesen, lauter ganz harmlose, anständige Leute! Wir thun nichts Böses! Ich brauche Zerstreuung! Übrigens jammle ich neue Eindrücke!“

Asta hatte keine Ahnung davon, daß auch „Damen“ zu jenem „harmlosen“ Freundeskreis gehörten. Ebenjowenig wußte sie etwas von der kleinen, blonden Emmy. Doch ging ihr plötzlich eine Ahnung davon auf. Zur Faschingszeit finden fast jede Woche jene großen Maskenbälle im Kurhaus statt, die eine Specialität Wiesbadens bilden. Ein echt rheinischer, karnevalistisch-übermütiger Geist herrscht auf ihnen. Trotzdem sie öffentlich sind, verkehrt hier die wirklich gute Gesellschaft, noch im echten, alten Maskenstile intriguerend und kokettierend; denn niemand ist zur Demaskierung gezwungen. Aber neben diesen sind natürlich auch die weniger guten Elemente vertreten, da eine Kontrolle unmöglich ist. Hier streift wirklich noch, was anderswo längst zur Mythe geworden, die Gräfin ihre Näherin; der Lieutenant weiß nicht, ob er von einer Dame seiner Gesellschaft oder von einer kleinen Handschuhverkäuferin geneckt wird. Bald nach Mitternacht ziehen sich die besseren Kreise zurück und überlassen den anderen das Feld. Stillfrieds Freunde blieben mit ihren „Damen“ bis Tagesanbruch; und niemals kehrte der Dichter von einem solchen Ball vor dem grauen Morgen heim. Asta hatte ihn gebeten, sie doch auch einmal mitzunehmen. Endlich willfahrte er dem Wunsche. In einen schwarzen Domino gehüllt, betrat sie den glänzenden Saal, in dem eine bunte Menge lärmend, plaudernd und lachend auf und ab wogte. Der maskenlose Stillfried wurde bald von einigen Freunden entführt und überließ sie dem Schutze Delarives. Sie tanzte einigemal mit diesem, später auch mit Stillfried, der sie dann nach Mitternacht in einen Wagen setzte und nach Haus schickte, da um diese Stunde, wie er ihr versicherte, sich die anständigen Frauen nach und nach zurückzögen. Er müsse noch hier bleiben, da er von Delarive und einigen Bekannten zu einem kleinen Souper eingeladen sei. Sie blickte ihn stehend an und bat ihn, sie doch nicht allein heimkehren zu lassen. Lachend antwortete er ihr, daß sie hoffentlich nicht eifersüchtig sei; er würde sich schon zu hüten wissen. Sie solle ruhig nach Haus fahren. Und nach einem flüchtigen, kalten Kuß schlug er die Wagenthür klirrend zu. Sie kam in Thränen aufgelöst zurück. Schon begann sie sich anzukleiden, als die Eifersucht auf ein unbekanntes Wesen, von dessen Existenz sie aber felsenfest überzeugt war, sie fast wahnsinnig machte. Und kurz entschlossen legte sie einen dunklen Anzug Stillfrieds an, der ihr zur Not paßte, bedeckte das Haupt mit einem roten, türkischen Fes, unter dem sie den Haarknoten geschickt verbarg, und so eilte sie stracks ins Kurhaus zurück. Dort ließ sie sich einen Männerdomino, und dann betrat sie mit ängstlich pochendem Herzen aufs neue den großen Saal. Vergeblich suchte sie ihn hier. Sie durcheilte die Nebensäle des Restaurants. Endlich fand sie ihn inmitten eines Kreises lustiger Champagnerzecher. An einem großen Tisch, von dem lautes Gelächter und übermütiges Gekreis hertönte, saßen jüngere und ältere Herren in

bunter Reihe zwischen einigen elegant kostümierten Weibern, die sich bereits alle demastiert hatten.

Asta erkannte die stadtbekanntes Solotänzerin der Hofbühne, auch einen als Lebemann und Don Juan berüchtigten älteren Arzt. Neben Stillsfried saß eine kleine Blondine, der er eben behutsam einige Weilchen an die ausgeschnittene Taille steckte. Sie lachte halbbetrunken zu seinen ungeschickten Bemühungen; dann stieß sie mit ihm an und sah ihm tief in die Augen. Da konnte sich Asta nicht länger beherrschen. Sie trat an den Tisch und tippte Stillsfried leise auf die Schulter. Der männliche Domino — fast alle Herren waren nur im Ballanzug erschienen — wurde mit Hallo begrüßt. Stillsfried fragte ruhig, wer er wäre, und was er von ihm wolle. Aber schon hatte das scharfe Auge eines der jüngeren Leute ein Weib unter der Verhüllung entdeckt, worüber nun ein maßloser Jubel ausbrach. Man wollte sie zum Sitzen nötigen, wollte ihr Geheimnis und ihr Gesicht entschleiern und ihr die Maske gewaltsam entreißen; aber Asta trat empört zurück. Da erriet Stillsfried, daß sie es sei, und entfernte sich rasch mit ihr. Und während sie, scheinbar harmlos plaudernd, an seinem Arm im großen Ballsaal promenierte, machte sie ihm leise Vorwürfe, die er ebenso erwiderte. Es wären Bekannte und Freundinnen seiner Freunde, die sich hier zufällig getroffen. Man hätte ihn gewaltsam an den Tisch genötigt. Es sei doch Fasching, und er thäte nichts Böses, wenn er sich ganz in der Öffentlichkeit mit einigen jungen Damen unterhielte. Sie verfolgte ihn mit ihrer grundlosen Eifersucht. Er brauche keinen Vormund. Selbst als er verheiratet war, habe ihm seine Frau von Zeit zu Zeit gestattet, sich mit guten Freunden auswärts zu amüsieren, zu „bummeln,“ wie sie es selbst nannte. Eine kluge Frau müsse das als ein Sicherheitsventil betrachten. Um so lieber kehre dann nach solch kleiner Extravaganz der Ehemann an den heimischen Herd zurück.

Asta hörte nur die taktlosen Worte: „Selbst als ich verheiratet war“ . . . So betrachtete er sich jetzt nicht als gebunden? Auch seinen Entschuldigungen glaubte sie nur halb. An diesem Abend kehrte er zwar nicht mehr an seinen Tisch zurück; aber ein unbestimmter Verdacht, die Eifersucht auf jenes blonde Weib neben ihm, das sie von jetzt ab unausgesetzt suchte, war in ihr erge geblieben. Ihm wurde der Argwohn, mit dem sie nur seine Ausgänge kontrollierte, höchst lästig, noch lästiger aber die Liebe, mit der sie sich verzweifelt an ihn hing. Längst war sie ihm gleichgültig geworden. Nur ein letzter Rest von Scham hinderte ihn, sie zu verlassen. Jetzt wurde sie ihm durch ihre aufdringliche Zärtlichkeit, durch ihr Ausforschen und Spionieren, durch all die Regungen eifersüchtiger Neigung fast verhaßt.

Bald darauf traf sie ein Schlag, der sie an den Rand der Verzweiflung brachte. Der Wiesbadener Rechtsanwalt, dem sie ihre Vertretung in der Scheidungsklage übergeben hatte, schrieb ihr, sie möge sich in dieser Angelegenheit auf sein Bureau bemühen. Nachdem das Geschäftliche erledigt war, unterhielt sie sich noch einige Zeit mit dem freundlichen Mann, der sie mit höchstem Respekt behandelte, und erwähnte dabei auch ganz absichtslos ihrer Wiederverheiratung. Der Jurist horchte hoch auf und brachte durch einige unverfängliche Fragen heraus, daß sie sich gleich nach ihrer Scheidung mit

Stillsfried vermählen wolle. Der Anwalt hielt es für seine Pflicht, ihr in schonendster Weise die schmerzliche Mitteilung zu machen, daß das Gesetz diese Ehe nicht gestattet. Sie stellte einige matte Fragen, die er sanft beantwortete, und dabei sah sie ihn mit einem so verzweifelten und tieftraurigen Blick an, daß der menschenfreundliche Mann das innigste Mitleid mit ihr empfand.

Hatte Stillsfried darum gewußt? Sie legte ihm gleich nach ihrer Rückkehr die Frage vor. Er schwor mit tausend Eiden, daß er es erst durch Delarive erfahren, und daß er ihr den Kummer darüber habe ersparen wollen. Was nun werden solle? Er zuckte verlegen mit den Achseln. Als er ihre tiefe Niedergeschlagenheit und Verzweiflung bemerkte, küßte er ihr in einer Regung früherer Zärtlichkeit die Thränen fort und erging sich in Beteuerungen, daß sie eben so weiterleben müßten. Vielleicht könnten sie später eine andere Rationalität erlangen, etwa in der Schweiz oder in Holland, und damit die Möglichkeit einer ehelichen Verbindung. Er betrachte sie vor Gott und Menschen als sein rechtmäßiges Weib, und die Welt würde sich wie in ähnlichen Fällen schon daran gewöhnen.

Im Februar reiste Delarive nach Berlin zurück. Aber die Hoffnungen, die sie darauf gesetzt, waren wieder einmal trügerische. Es blieb alles beim alten. Stillsfried brachte seine Tage und teilweise auch seine Nächte wie ehemals auswärts, in dem gewohnten Kreise zu. Die Sorge für den täglichen Unterhalt überließ er ihr; und sie übersehte unverdrossen weiter und verrichtete Magdendienste in stillem Dulden und Harren auf bessere Zeiten. In ihrer äußeren Erscheinung war sie in diesen wenigen Monaten um Jahre gealtert. Ein paarmal nur, als ihre Kasse gänzlich geleert war, hatte er ihr Geld gegeben. Sie sträubte sich jetzt nicht mehr, es anzunehmen; nicht einmal zu fragen, woher es stamme, getraute sie sich. Sie zitterte jetzt vor ihm. Bei den geringsten Kleinigkeiten brach er in maßlosen Zorn aus und überhäufte sie mit ungerechten Vorwürfen. Sie schalt sich selbst feige und elend, daß sie es dulde, aber ihr Mut war gänzlich gebrochen, und sie liebte ihn noch immer. Einmal aber forderte er Geld von ihr. Statt jeder weiteren Antwort zeigte sie ihm ihre geringe Barschaft und das Buch, in dem sie die kleinen Schulden und Ausgaben der Wirtschaft verzeichnete. Wortlos zuckte er mit den Achseln und verließ das Zimmer.

Die lustigen Gesellen mochten seine anregende, heitere Gesellschaft nicht mehr missen und hatten sich stillschweigend geeinigt, was er mit ihnen durchbrachte, gemeinschaftlich zu bezahlen. Als Stillsfried es bemerkte, hatte er sich von ihnen zurückziehen wollen, aber er besaß nicht mehr die moralische Kraft des Widerstandes. Der junge Millionär aus der Champagnerfabrik setzte ihm unter vier Augen auseinander, daß sie ihm seine Schulden bis auf den letzten Pfennig ankreideten; er solle sie später tilgen, wenn er wieder bei Kasse sei. Es wurde auch zuweilen gespielt, und Fortuna lächelte manchmal dem Dichter. Dann bezahlte er hie und da. Wenn er verlor, gab er den Freunden Bons, die ihm niemand zur Einlösung präsentierte.

(Schluß folgt.)

Die Verhältnisse der Offiziere.

Von
A. G.

Es scheint in der That, als ob unser junger Kaiser einen Blick für die Bedürfnisse des täglichen Lebens und die Stimmung der Volksseele besäße, wie er seit langer Zeit nicht auf Thronen gefunden worden ist. — Ist doch kaum einer der von ihm schon bis jetzt angeregten Gedanken ohne die Zustimmung wenn nicht aller, so doch der weitesten Kreise geblieben; so fast bedingungslos jedoch, von einigen eine Mißdeutung zulassenden Worten abgesehen, ist jedoch noch kein Reformprojekt ausgenommen worden, wie dasjenige über die Offizierverhältnisse in der Armee — niedergelegt in dem denkwürdigen Erlaß vom 29. März 1890.

Für diese allseitige warme Aufnahme giebt es hauptsächlich zwei Erklärungen: einmal die tiefe Freude, daß all die Gerüchte über Vorliebe für Luxus und Glanz, die vielfach bei dem Kaiser vorausgesetzt wurden, nunmehr in ein Nichts zerfallen, und andererseits darüber, daß gegenüber dem allerdings thatsächlich unser gesamtes Volkswesen und Leben mehr und mehr durchdringenden — und, sagen wir es offen heraus — zu zersehen beginnenden Hang zu Wohlleben, Schwelgerei und Luxus gerade von derjenigen Stelle aus entschieden „Halt“ geboten wird, welche hierfür als die geeignetste erscheinen muß.

Und in der That sind die programmatisch festgelegten Punkte solche, welche nicht nur für den Offizierstand und Beruf künftighin von ausschlaggebender Bedeutung sein werden, sondern die auch naturnotwendig ihren Einfluß weit über diese Kreise hinaus und tief in das bürgerliche Leben hinein erstrecken werden.

Ehe wir auf den Erlaß in seinem materiellen Inhalt eingehen, mögen jedoch bei aller schuldiger Ehrerbietung zwei Punkte erwähnt werden, betreffs derer uns teilweise anderer Ansicht zu sein verstattet sein mag. — Das ist einmal der Grund der gegenwärtigen Manquements in den Offizierbeständen der Armee und sodann die Bildungs-, d. h. Abiturientenfrage.

Angehend den ersteren Punkt, so hebt schon der Erlaß selbst mit Recht hervor, daß durch die teilweise außerordentlich hohen und plötzlich hervorgerufenen Cadresvermehrungen — namentlich infolge des Septennats — allerdings die meisten Regimenter wesentlich in ihrem Bestande an Offizieren, das heißt Lieutenants und Hauptleuten, geschwächt wurden, da die erheblichen Neuformationen eben einen außerordentlich hohen Offizier-Etat plötzlich erforderten. Ein Gleiches wiederholt sich nunmehr teilweise durch die Neubildung der zwei neuen Armeecorps und die bevorstehende außerordentliche Vermehrung der Artillerie. Aber dieser Mangel ist eben nur doch mehr oder minder als ein vorübergehender anzusehen, da das tägliche Angebot von auf Beförderung diener wollenden jungen Leuten den sogenannten „Bedarf“ weit übersteigt. Und diesem Mangel wäre schon längst abgeholfen, wenn eben die über die Annahme entscheidenden Kommandeure nicht betreffs des „standesgemäßen Herkommens“ oft Skrupel hätten, die weit in frühere Jahrzehnte und fast Jahrhunderte zurückreichen, einer modernen Auffassung des militärischen Standes aber schmerzhaft widersprechen und entgegenlaufen. — Es ist hier nicht der Ort, mit einschlägigen Details aufzuwarten, — die Thatsache kann und darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß durch die Zurückweisung ihrer Söhne die achtbarsten Familien des Bürgerstandes, die sich der allgemeinsten Wertschätzung in den erwerbenden ehrenhaften Kreisen erfreuten, sich auf das tiefste nur zu oft verletzt gefühlt haben. — Wäre man hier in den Kreisen der Kommandeure minder zurückhaltend gewesen, so hätten die Manquements schon heute zum überwiegenden Teile längst mit trefflichem Material gedeckt sein können; denn in drei Jahren lassen sich allermindestens zwei Generationen von Offizier-Apiranten sowohl heranziehen wie ausbilden.

Die andere Frage — uns nicht minder wichtig erschei-

nende — ist die der Vorbildung in wissenschaftlicher Beziehung. Der Erlaß spricht hier von der „engen Grenze des Abiturienten-Examens“, das seitens mancher Regiments-Kommandeure zur Vorbedingung der Annahme gemacht wird. — Nach unseren Erfahrungen können hier nur einige norddeutsche Artillerie-Regimenter und Pionier-Bataillone in Frage kommen. — Nun ist es aber eine Thatsache, daß gerade diese Truppenteile in den weitesten Kreisen der bürgerlichen Bevölkerung geradezu eine gewisse Hochachtung genießen, und zwar aus dem Grunde der bei ihren Offiziercorps allgemein vorausgesetzten höheren geistigen Vor- und Ausbildung, eben weil die Mitglieder derselben fast durchgehends Abiturienten sind. Wir selbst erkennen voll und ganz an, daß unsere heutigen, hier in Frage kommenden höheren Lehranstalten, sowohl die Gymnasien mit ihrer klassischen Tendenz, wie die Realgymnasien mit der mehr in den Vordergrund tretenden praktischen Ausbildung, nichts weniger wie Anstalten sind, welche dem Ideale einer solchen Bildungsanstalt genügen. — Trotzdem aber möchten wir behaupten, daß der Unterschied zwischen einem Abiturienten solcher Schulen und einem mit dem Sekundaner- oder notdürftigen Primanerzeugnis abgegangenen und alsdann „gepreßten“ jungen Mann ein ganz gewaltiger ist. — Wer je Gelegenheit gehabt hat, gleichzeitig in Offiziercorps mit der einschlägigen verschiedenartigen Ergänzung zu verkehren, wird sich unmöglich auf die Dauer dem außerordentlichen Unterschiede haben verschließen können, der in Bezug auf ernste Lebensauffassung und gediegene Anschauung über den Beruf sowie vor allem das Bewußtsein, daß der Soldatenstand nicht absoluter Selbstzweck ist, in diesen zwei Gruppen bei jeder — auch der kleinsten Gelegenheit zum Durchbruch und zur Bethätigung kommt. — „Der Kommiss“, wie der technische Ausdruck lautet, d. h. der tägliche kleine und kleinste Samaschendienst, der zweifellos etwas Geisttötendes hat, wirkt bei jenen Leuten lange nicht so, als wie bei der anderen Gruppe. An dieser Thatsache kann auch der Umstand nichts ändern, daß sehr viele tüchtige Offiziere und Generale aus jener Klasse hervorgehen, — das Genie bricht sich eben überall Bahn. Der Fonds, den ein Abiturient in Geist und Herz, in Gestalt einer immerhin mehr oder minder doch abgeschlossenen Bildung gesammelt hat, wirkt noch, man mag die Sache drehen wie man will, auch im täglichen Dienst, und gerade dieser unmeßbaren Thatsache haben Artillerie und Ingenieure es zu verdanken, daß sie, wie schon erwähnt, in Bürgerkreisen als die „ersten“ gelten und in dem Kreise der Armee allmählich sich als völlig gleichberechtigt herausgearbeitet haben, eine Stellung, die ihnen bekanntlich noch vor wenigen Jahrzehnten absolut nicht de facto eingeräumt wurde. — Außerdem aber — und das ist namentlich bei dem absoluten Subordinationsverhältnis des Militärstandes ein außerordentlich wichtiger Faktor — werden Abiturienten, weil mindestens zwei bis drei Jahre älter und reifere Jünglinge — sich ungleich mehr wie kaum achtzehnjährige Jünglinge, die plötzlich zu den Epauletten gekommen sind, verleiten lassen, von eben diesem Subordinationsrecht einen zu schroffen Gebrauch zu machen. Daß der Ton, welcher seitens mancher Offiziere der Mannschaft gegenüber angeschlagen wird, dem sozialen Frieden wahrlich nicht förderlich ist und es auch nicht sein kann, wenn der Wehrpflichtige später wieder in den Civilstand zurücktritt, sollte in einem Zeitalter wie dem unsrigen von den betreffenden Kreisen selbst ungleich mehr in Rücksicht gezogen werden, als es thatsächlich geschieht. — Auch hier sind die Maßregeln und namentlich die Ansprache des Kaisers bei der jüngsten Kadetten-Verteilung über die Behandlung der Mannschaften von dem bedeutendsten Werte, und es bleibt nur zu wünschen, daß diese Anordnungen auch überall die notwendige Beachtung finden möchten. Unser Volk ist eben ein „Volk in Waffen“ und diese Thatsache hat unter Umständen auch eine Rehrseite: ein und einhalb Million sozialdemokratische Stimmen, die zu dreiviertel der Armee mehr oder minder als Ersatz oder Landwehr noch heute angehören, sind ein deutliches Menetekel. Wir sind die letzten,

welche einem schwächlichen Nachgeben dem Mob gegenüber das Wort reden würden, — aber die wahrhaft wehrpflichtigen und wehrbereiten Männer der Arbeit haben heute mehr wie je allerdings ein Recht auf angemessene Behandlung.

Und hiermit sind wir auf die soziale Seite des Erlasses gekommen.

Mit vollstem Recht bezeichnet der kaiserliche Erlaß für die Zulagen als durchschnittliches Maximum 45 Mk. bei der Infanterie, 70 Mk. bei der Artillerie und 150 Mk. bei der Kavallerie per Monat. Um zu diesem Resultat der vorbehaltlosesten Billigung zu gelangen, bedarf es nicht der Rücksichtnahme auf die einmütige Beifall spendende — selbst hochkonservative — Presse, sondern nur auf die Mittel, welche einem Lieutenant mit jener Zulage zum Lebensunterhalt zu Gebote stehen, und auf die tatsächliche Lebensführung, wie sie leider fast überall in den Offiziercorps eingedrungen ist, und weiter auf einen Vergleich betreffs der etwa koordinierten anderweitigen Beamten- und Bürgerfreije.

Das Gehalt eines Sekonde-Lieutenants der Infanterie beträgt 75 Mk., dazu Servis und Wohnungsgeldzuschuß durchschnittlich 65 Mk. und die sog. Tischzulage in Höhe von etwa 5 Mk. = in Summa 145 Mk. — Hiervon gehen ab an regelmäßigen Abzügen: 30 Mk. für die Kleiderkasse und etwa 5 Mk. für Musik, Bibliothek u. s. w., bleiben zur freien Verfügung 110 Mk. Hiervon hat der Lieutenant den Lebensunterhalt zu bestreiten, und hier liegt in der That der wunde Punkt, an dem unser Heer wirklich krankt. Es ist nötig, um diese Behauptung zu beweisen, auf zweierlei hinzuweisen; — einmal auf die Frage: Wie außerordentlich viele Beamte müssen überhaupt mit diesem Gehalt auskommen? Und zweitens: Wie lebt man in den jungen Offizierkreisen?

Es ist noch in frischer Erinnerung, wie seitens des Justizministers vor einiger Zeit, als über die Verschlechterung des Richtermaterials wegen zu geringer Besoldung in der Volksvertretung hingewiesen wurde, ein Diätensatz von 6 Mk. pro Tag für den dreißig- und mehrjährigen Assessor für völlig genügend erachtet wurde. Thatsächlich aber stehen sich heute in Preußen selbst Gerichts- wie Regierungsassessoren — falls sie überhaupt besoldet oder kommissarisch beschäftigt werden — nicht nur relativ, sondern sogar absolut schlechter wie der jüngste Sekondelieutenant, der, erhält er ein Kommando mit der Extrazulage, geradezu als Krösus demgegenüber erscheint. Daher denn auch regelmäßig die strahlenden Gesichter von Reserveoffizieren aus gedachten Beamtenkategorien, wenn sie eingezogen werden und den blinkenden Gehalt bekommen. — Thatsächlich aber kann ein Offizier bei vernünftiger Lebensführung mit jenen 110 Mk., wenn dazu noch 30—45 Mk. Zulage hinzutreten, auskommen, und er muß es auch. Sein Etat ist etwa folgender: Frühstück 25 Pf., zweites Frühstück 50 Pf., Mittag inkl. Bier 1,20 Mk., Kaffee 25 Pf., Abendessen 60 Pf. = Summa des Lebensunterhaltes pro Tag 2,80 oder rund 3 Mk. = 90 Mk. per Monat. — Es bleiben ihm also für Extraausgaben noch mindestens rund 50—65 Mk., wovon er nur noch den Burschen mit etwa 6 Mk. zu lohnen hat. — Nun wird man zugeben müssen, daß mit einem Taschengelde von 1,50—2 Mk. pro Tag ein junger Mann wird auskommen können, — wenn er nicht eben „Sprünge“ macht. Der oben erwähnte Etat läßt sich jedoch noch wesentlich herabsetzen, wenn der Offizier den ihm vom Staat gehaltenen Bedienten — den Burschen — entsprechend zu Besorgungen des Abendbrotes u. s. w. benutzt. — Leider aber hat sich in dieser Beziehung eben wie nach zahllosen anderen Richtungen hin ein gefährlicher Luxus eingeschlichen. Daß der junge Lieutenant zu Tisch „Bier“ trinkt, erscheint ihm kaum standesgemäß, und daß er nun gar zu Hause ein nahrhaftes Abendessen einnimmt, zu dem ihm der Bursche mit geringem Aufwande verhelfen kann, — das gehört zu denjenigen Traditionen, welche man nur noch vom Hörensagen kennt.

Im Verein mit dem durch solche Neigungen zum Wirtshausbesuch stehen aber noch zwei weitere Mängel höchst

bedenklicher Natur: der Mangel an wissenschaftlicher Fortbildung und das Abhandenkommen des Sinnes für eine einfache Häuslichkeit. — Die unseligen Geldheiraten, die in den Offiziercorps gäng und gäbe sind, wirken geradezu demoralisierend auf manchen jungen Mann ein. — In der Gesellschaft meist in wohlhabendsten Häusern als Schoßkinder verwöhnt, übertragen die Herren den in reichen Häusern gesehenen Luxus als Bedürfnis auch auf ihren standard of life, — namentlich für das spätere Stadium eben der Ehe, und die inneren Verhältnisse dieser meist aus selbstsüchtigsten Interessen geschlossenen Heiraten sind denn auch nur zu oft durch und durch traurig, und zwar um so mehr, als sie meist von beiden Parteien im frühesten Alter geschlossen werden: die kaum den Mädchenjahren entwachsene Braut ist durch den Glanz der Uniform und das chevalereske Wesen des Bewerbers, — der Bräutigam durch den Glanz des Geldes geblendet, — und wenn der Raubsch verfliegen, ist die Disharmonie eine vollendete, die nur zu oft einen je es offenen, je es versteckten tragischen Verlauf nimmt.

Die kaiserliche Kundgebung ist aber noch nach anderer Richtung hin um so erfreulicher, als sie auch die Besorgnisse zerstreut, daß seitens der Militärverwaltung etwa mit Gehaltserhöhungen für die Offiziere hervorgetreten werden könne.

Wir sehen somit in jeder Weise den kaiserlichen Erlaß als eine Saat, von der die schönsten Früchte zu erwarten sind. — Von alsbaldigster und nachhaltiger Wirkung aber wird derselbe sein, wenn seitens der maßgebenden Kreise den Majors ein noch wachsameres Auge geschenkt wird, als es bisher geschieht. — Die Majors sind in ihrer jetzigen Gestalt zweifellos nicht nur unwirtschaftlich für den Offizier, sondern durch das Kreditieren sogar geradezu gefährlich. — Hier müßte dadurch Wandel geschaffen werden, daß einmal ein Kreditieren überhaupt ausgeschlossen wird, so daß dem jungen Lieutenant jede Verführung, auf Borg Champagner zu trinken, genommen wird, oder mindestens eine Beschränkung des Kredits stattfände auf ein Minimum mit allwöchentlicher Regelung.

Zum Schluß aber sei noch erwähnt, daß thatsächlich uns eine große Anzahl der tüchtigsten Offiziere bekannt sind, welche noch mit geringeren als den vorerwähnten Zulagen auskommen und in dienstlicher Beziehung zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. — Und so ist denn zu hoffen, daß das alte Wort von der Einfachheit der deutschen Sitten, von maßgebendster Stelle dem ganzen Lande zugerufen, gute Früchte tragen möge zum Segen für Volk, Vaterland und Heer.

Unwillkürlich aber fordert diese Betrachtung auch noch zu einem Exkurs auf: zu einer Erwähnung des geradezu unverantwortlichen Luxus und der tief beklagenswerten Verschwendungssucht, wie solche leider eingerissen sind bei zwei noch fast wichtigeren Faktoren des öffentlichen Lebens: auf den Universitäten im Leben der Corps und bei den Veranstaltungen von öffentlichen Festlichkeiten namentlich patriotischen Charakters.

Welch außerordentliche Gefahr in der Heranbildung eines akademischen Bürgertums liegt, das — später die führenden Stellen einnehmend — in einer Weise verschwenderisch lebt, wie die deutschen Corps solche jetzt als „schneidig und feudal“ eingeführt haben, bedarf wohl keiner weiteren Darlegung. Die täglich lauter werdenden Klagen aus den höchsten Beamtenkreisen über Oberflächlichkeit anstatt Gebiegenheit und tüchtiger Leistungen sind die besten Beweise für die schon beginnende Wirkung des Hyper-Kultus des Wortes „national“ und der Mangel an tüchtigen Kräften für andere als simple Provinzialposten ist ein nur zu süßbarer: hat man sich doch sogar in allerjüngster Zeit genötigt gesehen, selbst für die Verwaltung des Landratsamts noch andere Garantien zu schaffen, als einzig die Ablegung des Assessor-Examens, weil die Regierungsassessoren als solche sogar den Anforderungen selbst nur dieses Amtes nicht gerecht werden können, und vielmehr zum Schaden des Allgemeinen glaubten, die Stelle voll und ganz durch „Autorität, Feudalität und Schneidigkeit“ ausfüllen zu können. Und leider hat sich diesen leeren Schlagworten gemäß unser Volksleben bereits zu einem nur zu großen Teile umzu-

wandeln begonnen, und was früher volle Kraft war, ist nur zu sehr zur hohlen Phrase geworden. Dementsprechend haben auch gewisse Festtage des Lebens bereits sich umgestaltet ebenfalls angefangen. Wo z. B. es gilt, die Liebe zu Fürst und Vaterland zu bekunden, da vermeint man in jüngster Zeit nicht mehr genug zu thun, wenn allein was man wünscht und was das Herz bewegt, ein schlichter und weil von Herzen kommender deshalb auch zu Herzen gehender Ausdruck gegeben wird, — nein, vielmehr sucht man sich von Fall zu Fall und Ort zu Ort — und sei es selbst die von Schulden und Steuern gedrückteste Gemeinde — gegenseitig zu überbieten, gerade als wenn der Patriotismus nach dem ausgegebenen Gelde und die Liebe zu Thron und Vaterland nach den Guirlanden und dem Fliattergolde gemessen würde, die Wege und Stege nur zu oft verunzieren. — Auch hier thut gründlicher Wandel not, und täuscht uns nicht alles, so wird auch hier Wilhelm II. den notwendigen Reformen den richtigen Weg weisen.

Zu Max Nordaus „Evolutionistischer Ästhetik.“

Von

Dr. Paul Otto Schmidt.

(Fortsetzung.)

Bei der Erklärung des sog. Reizenden streift Nordau wenigstens etwas Nichtiges, indem er darüber sagt: „Das Reizende ist die Empfindung, welche von Erscheinungen erregt wird, die in einer gegebenen Zeit eine große Zahl von Sinnesindrücken hervorbringen und eine lebhaftere Thätigkeit der Wahrnehmungs-, Verstandes- und Urteilscentren veranlassen. Eine nackte Wand wirkt langweilig, weil sie bloß einen einzigen Gesichtseindruck hervorbringt und keine regere Deutungsthätigkeit des Gehirns notwendig macht. Eine reichgeschmückte Wand wirkt dagegen reizend, weil sie auf einen einzigen Blick zahlreiche Gesichtseindrücke und eine große Deutungsthätigkeit des Gehirns anregt.“ Wenn man hierzu noch einiges andere, was er unmittelbar darauf folgen läßt, hinzunimmt, so kann man sagen, daß Nordau von der Notwendigkeit einer gewissen Intensität (Stärke) und Extensität (Zahl, Maß) für ästhetische Empfindungen einen blassen Dämmerchein gehabt hat. So z. B. bemerkt er: „Was viele gleichzeitige, ohne Nähe wahrnehmbare Eindrücke giebt, das giebt dem Bewußtsein eine größere Intensität und dem Individuum eine reichere Empfindung seines Lebens.“ Es ist merkwürdig, wie Nordau hier selbst auf der falschen Fährte zufällig etwas Nichtiges aufjagt, aber es offenbar laufen läßt, weil er seine volle Bedeutung nicht erkennt. Daß überdies jene Intensität und Extensität für jedes Individuum nach oben und unten eine Grenze hat, die nicht überschritten werden darf, sofern das Gefühl, die Empfindung u. s. w. nicht unästhetisch werden soll, darüber scheint ihm kein Licht aufgegangen zu sein; wenigstens deutet er nirgends dergleichen darüber etwas an.

Wenn also — um das Gesamtergebnis der vorangegangenen Untersuchung zu ziehen — Nordau behauptet, das Reizende und das Erhabene stünde immer mit dem Selbsterhaltungstrieb in Beziehung, so ist dies falsch. Wenn die Selbsterhaltung in Frage kommt, so regt auch schon etwas nicht Reizendes und nicht Erhabenes eine „große Deutungsthätigkeit des Gehirns“ an. Dasselbe ist aber in diesem Falle keine freie, ästhetische, sondern eine unfreie, unästhetische Lebensbethätigung: eine Arbeit.

Es kann allerdings das Reizende und das Erhabene mit der Selbst- oder Erhaltung in Beziehung stehen und doch ästhetisch wirken. Wie wir schon angedeutet haben, kann etwas zugleich nützlich, gut u. s. w. und schön, ästhetisch sein; aber es muß sich dies nicht immer so verhalten. Ein rein ästhetisches Reizmittel wirkt hiervon ganz unabhängig. So giebt es ja auch in materieller Beziehung Nahrungsmittel, die

zugleich Genussmittel sein oder enthalten können, und reine Genussmittel, die nicht oder kaum die Spur eines Nährwertes haben: wie z. B. Tabak, Wein u. s. w. Das Horazische «Et prodesse volunt et delectare» würde also richtiger heißen: «Et prodesse possunt et delectare poetae.»

Bezüglich des „Zweckmäßigen“ trifft Nordau insofern etwas Nichtiges, als er dasselbe nicht eigentlich als „schön“ (für die Empfindung), sondern als „befriedigend“ (für den Verstand) gelten läßt. In der That wirkt das Zweckmäßige vorzugsweise auf den Verstand: die höheren Wahrnehmungscentren ästhetisch. Wenn der Verstand etwas sofort — ohne mühsam suchen zu müssen — als im ganzen wie in den Teilen wohlgeordnet und mit sich übereinstimmend erkennt, so hat er dasselbe Vergnügen, denselben Genuß, welchen die niederen Wahrnehmungscentren (Sinne u. s. w.) an schönen Farben und reinen Tönen haben. Das geht bis in die höchsten Wahrnehmungs- und Urteilscentren: die kompliziertesten Verstandes-, Urteils- u. s. w. Thätigkeiten hinauf. Nicht bloß der Künstler und Kunstwerke Genießende, auch der Wissenschaftler und Wissenschaft Erlernende, Empfangende kann dies an sich erfahren. Welchem richtigen Mathematiker z. B. wäre nicht das rein ästhetische Vergnügen an einem einfachen, klaren und doch vollständig erschöpfenden Beweis, einer einfachen, übersichtlichen und doch für ihren Zweck völlig ausreichenden Formel bekannt? Indem er in diesen Fällen thatsächlich von „Eleganz“: einer „eleganten“ Formel, einem „eleganten“ Beweis u. s. w. spricht, bekundet er unzweideutig, daß er von diesen Sachen einen ästhetischen Genuß hat. Dasselbe Vergnügen hat der wahrhaft edle Mensch an einer moralisch nicht bloß guten, nützlichen, sondern wirklich „schönen“ Handlung, wenn er eine solche sieht, von ihr hört, und noch mehr, wenn er sie selbst verrichtet. Hierin liegt z. B. der tiefe Sinn des bekannten Wortes: Geben ist seliger, denn nehmen. Bekanntermaßen ist es ja auch möglich, daß der bloße Stil, die Schreibweise, ganz abgesehen vom Inhalt, genau so wie bei poetischen Produkten ästhetisch wirken kann. Das Ästhetische erstreckt sich eben, wie schon eingangs angedeutet, auf jegliche Gattung und Art von Lebensbethätigungen, sofern nur für diese die hier dargelegten Bedingungen erfüllt sind.

Soweit ist es dem auch ganz richtig, wenn Nordau sagt: „Die ästhetische Wirkung des Zweckmäßigen hängt mit dem Triebe des Menschen zusammen, die Erscheinungen zu begreifen und ihre sinnlich nicht wahrnehmbaren Gesetze zu erraten.“ Indem ihm aber diese einfache Erklärung nicht zu genügen scheint und er in der Folge durchaus den Selbsterhaltungstrieb hineinzuschmuggeln sucht, verdirbt er wieder, was er vorher gut gemacht.

Nachdem Nordau so der Selbsterhaltungstrieb um jeden Preis hat herhalten müssen, um das Reizende, das Zweckmäßige und das Erhabene für seine „Evolutionistische Ästhetik“ auszunutzen, scheint ihm der Erhaltungstrieb geeignet genug, um dasselbe mit dem „Niedlichen“ und dem eigentlich „Schönen“ zu thun.

Als „schön“ soll jeder Eindruck empfunden werden, der in irgend einer Weise, sei es direkt, sei es durch Gedankenverbindungen (Ideenassoziationen) das höchste Geschlechtscentrum im Gehirn anregt. Der Urtypus des Schönen soll nun für den Mann das im geschlechtsreifen Alter stehende und fortpflanzungstüchtige, also junge und gesunde Weib sein. Wenn Nordau dieses — sofern es bezüglich seiner äußeren Erscheinung noch gewisse andere Bedingungen erfüllt, also nicht bloß jung und gesund ist — als eins von den außerordentlich zahlreichen und mannigfaltigen natürlichen und künstlichen Anregungsmitteln zur freien, ungezwungenen Thätigkeit des Organismus, ja selbst als das kräftigste aller hinstellen wollte, so würde kaum ein Vernünftiger etwas dagegen einzuwenden haben, obwohl auch dieser Ansicht schon eine Art romantischer Überschwenglichkeit zu Grunde liegt. Nordau hat aber die fixe Idee, alle „schönen“ Empfindungen überhaupt — direkt oder indirekt — hierauf zu beziehen: ihren Ursprung hieraus herzu-

leiten. Er meint z. B., daß „in den Beziehungen der Geschlechter zu einander“ nicht nur alle drei, sondern sogar alle neun „sibyllinischen Bücher einer natürlichen Schönheitswissenschaft“ enthalten seien.

Es ist ordentlich spaßhaft zu sehen, wie hier das sog. schematisierende Denken: die mehr oder minder gewaltsame Einproppung durchaus verschiedener Wesenheiten in ein und dasselbe Gedankenschubfach — welches Verfahren Nordau in dem unmittelbar darauf folgenden Essay: „Symmetrie“ mit so viel unnötigem Aufwand von Scharfsinn bekämpft — gerade ihm selbst den aller schlimmsten Streich spielt. Er läßt sich hier seine Schematisierungskreise so wenig stören, daß ihm kaum die nächstliegenden Konsequenzen seines Verfahrens leise aufdämmern. Er bemerkt kaum, daß hiernach allen schönen Künsten eigentlich keine andere Aufgabe zufalle, als die Geschlechtscentra — gleichviel ob die niederen oder die höheren — anzuregen. Auch wenn man diese Ansicht, die er mit einer ziemlich groben Dialektik gegen die ersten, von ihm selbst ausgehenden Angriffe verteidigt, für alle schönen Künste mit alleiniger Ausnahme etwa der Architektur als teilweise richtig gelten lassen wollte, so bliebe sie immer noch verschroben und einseitig genug. Es könnte ja hiernach nicht nur ein Bauwerk, ein Denkmal, sondern auch ein Musikstück, ein Gedicht u. s. w. niemals „schön“, auch niemals „niedlich“, sondern höchstens „reizend“ oder „erhaben“ wirken, und das letztere auch nur dann, wenn es mit dem Selbsterhaltungstrieb in Beziehung steht! Wenn dagegen eins von den genannten Kunstwerken weder „reizend“ noch „erhaben“ wirkte, aber dennoch deutlich einen ästhetischen Eindruck machte, so könnte er nur derartig sein, daß er die höheren oder niederen Geschlechtscentren anregte. Es bliebe ja nichts weiter übrig, als das „Niedliche“ oder das „Schöne“, und diese müssen ja nach Nordau mit dem Gattungserhaltungstrieb zusammenhängen! Hier dürfte die Absurdität auch dem konfusesten Kopfe einigermaßen klar werden.

Bis hierher mochte man Nordau mit seiner evolutionistischen Ästhetik noch leidlich gern folgen, weil seine Ansichten bei aller Verschrobenheit immerhin ein gewisses Interesse erregten. Sobald er aber mit dem sog. „Niedlichen“ anfängt, die Empfindung des „Niedlichen“ zu erklären versucht, vermag man das nicht mehr. Der tief sinnige Philosoph sinkt hier zum leichtesten Plauderer herab, der seinen Lesern allen Ernstes unter anderem z. B. glauben machen will: der nordamerikanische Indianer hielte thatsächlich und eigentlich „einen Schiefkarren für den Sohn eines Lastwagens,“ weil er — wie fast alle Natur-, ja selbst Kulturvölker — das Größenverhältnis mit der Beziehung zwischen Kind und Erwachsenen vergleicht und in seiner Sprache demgemäß bezeichnet. Weil also z. B. „Mississippi“: „Vater der Gewässer“ und das Wort „Pistole“ auf magyarisch kölyök-puska (Flinten-Zunges) heißt, so meint Nordau, die Indianer, vielleicht auch die Magyaren, seien nicht etwa so phantasievoll, so bilderreich in ihrer Sprache (was sie ja in der That sein sollen), sondern wirklich so „dumm“ (was sie durchaus nicht sein sollen), daß sie thatsächlich glaubten, der Mississippi habe die übrigen Gewässer und der Wagen das Wägelchen in des Wortes eigentlichem, handgreiflichem Sinne erzeugt. Hiernach müßten ja alle in Worten und Wortverbindungen niedergelegten sprachlichen Metaphern ursprünglich in eigentlicher wirklicher Bedeutung verstanden und nicht bloß — genau so wie heute — als naheliegendes Bild, Symbol, Zeichen u. s. w. gebraucht worden sein. Es ist merkwürdig, was Nordau alles hervorjucht, um seiner Theorie der ästhetischen Wirkungen einigermaßen Halt und Stütze zu verleihen. Ohne solche Hilfsmittel würde sie freilich auch mit ihren künstlichen Beinchen sich nicht aufrecht erhalten können.

Das „Niedliche“ soll — um wenigstens ganz kurz darauf einzugehen — diejenige Erscheinung sein, die direkt oder durch Gedankenverbindungen an die Vorstellung des Kindes anknüpft und den unmittelbar mit der Gattungserhaltung zusammenhängenden Trieb der Kindesliebe anregt. Wenn man auch zugeben will, daß beim Erblicken von kleinen Dingen die Gefühle

der Vater- bzw. Mutterchaft bei gewissen Leuten sich regen mögen, so ist das doch jedenfalls ein ganz zufälliges, nebensächliches Moment, welches für die eigentlich ästhetische Wirkung eines Reizmittels gar nicht in Betracht kommt. Wenn diese hiervon allein abhinge, so müßte ja irgend ein Wickelkindchen, sei es auch noch so schlecht gemalt oder gemacht, intensiver wirken als das bestausgeführte andere „Niedliche.“ Da der Leser nach dieser Probe jedenfalls nicht begierig sein wird, in dieser Richtung noch mehr zu erfahren: z. B. warum Nordau den Frühling zugleich „schön“, „reizend“ und „zweckmäßig“ findet, und wie er das alles mit dem Selbst- und Gattungserhaltungstrieb zusammenreimt — so wollen wir hiermit abbrechen.

Am Schluß des hier in Rede stehenden Essay in den „Paradoxen“ bemerkt Nordau nicht ohne einen Anflug von Selbstgefälligkeit, ja mit offenkundiger innerer Genugthuung folgendes: „Das sind die Grundzüge der natürlichen, evolutionistischen Ästhetik, die, wie man sieht, kein überflüssiges Element anzurufen braucht, um die Empfindung des Schönen zu erklären. Und wenn jetzt ein geduldiger Methodiker diese Leitgedanken zu einem dreibändigen Compendium auswalzen will, so wünsche ich ihm dazu gute Verrichtung.“

In der That hat Nordau kein „überflüssiges Element“ bei der Grundlegung seines ästhetischen Systems angesprochen. Man braucht aber auch, wie wir gesehen haben, kein „überflüssiges Element“ zu Hilfe zu rufen, um seinen ganzen Bau wie ein Kartenhaus zum Einsturz zu bringen. Und wenn ein „geduldiger Methodiker“ das wenige brauchbare Material, das Nordau dabei verwandt hat, hätte zusammenschmelzen und dann breit schlagen wollen, so hätte er höchstens ganz dünnes und an vielen Stellen schadhafte „Blech“ so stunde bringen können. Unseres Wissens ist auch kein strebsamer gelehrte Handwerker oder Industrielle darauf „reingefallen.“

(Schluß folgt.)

Grundzüge einer zeitgemäßen Umgestaltung des altsprachlichen Unterrichts

auf den höheren Lehranstalten, namentlich den Gymnasien.

Von

Carl Höhn.

(Schluß.)

Der bedarf das Griechische dieser Stärkung des Sprachgefühles nicht? Genau in demselben Maße bedarf es desselben wie das Lateinische, und dennoch hat man bisher mit Recht instinktiv vor diesem Mittel zurückgeschreckt; warum? „Es hat keinen Zweck!“ wird jeder antworten. Also haben die Aufsätze und besonders die lateinischen noch und vielleicht ausschließlich einen ganz andern Zweck als den der Kräftigung des Sprachgefühles? Ei freilich! Sie haben lediglich das praktische Ziel vor Augen, eine gewisse Geläufigkeit in der schriftlichen Anwendung der Sprache zu bewirken. Nun aber hat, wie jeder weiß, das Lateinische gar keine Lebensfähigkeit und damit Lebensberechtigung auch nur als gelehrte Schriftsprache mehr in sich, ergo, wozu haben wir noch irgendwo lateinische Aufsätze? Die theoretische Kenntnis jeder Sprache ist bekanntlich völlig unabhängig von ihrer praktischen Anwendung und es kann, wie schon oben besprochen, durchaus feinste theoretische Einsicht in den Bau und die eigentümliche Ausdrucksweise einer Sprache neben größter Ungechlichkeit, ohne gründliche Übung auch nur den kleinsten Satz richtig praktisch zu bilden, bestehen. Nur wo praktisch ein Bedürfnis vorhanden ist, wie in den neueren Sprachen, hat daher das Aufsatzschreiben Berechtigung, das sogenannte Sprachgefühl wird aber nur durch vielseitige und eindringende Lektüre der fremden Schriftsteller erworben. Aber selbst wenn man vorderhand noch ein praktisches Bedürfnis für das Lateinische mit Hinblick auf die Einrichtung unseres

Studiums der klassischen Philologie auf der Universität zugestehen wollte, so könnte man doch der jetzigen Methode des lateinischen Aufsatzes in Prima wenig Rühmenswertes nachsagen. Es soll kein Gewicht darauf gelegt werden, daß schon der Schüler nur mit dem größten Widerwillen lateinische Aufsätze schreibt, weil er instinktiv die völlige praktische Bedeutungslosigkeit derselben empfindet, es soll nur darauf hingewiesen werden, wie außerordentlich gering die Selbständigkeit der meisten Schüler bei diesen Arbeiten ist. Nicht genug, daß sie dabei durch die Aufgabe, möglichst „ciceronianisch“ zu schreiben, also ellenlange Schachtelperioden, zeilenlange „Phrasen“ von hohem Klang aber wenig Inhalt, den Sinn für Einfachheit und Klarheit des Ausdruckes verlieren, es wird ihnen durch die oft allzu einseitig hervorgekehrte Forderung, grammatisch fehlerlos zu schreiben, der rechte Sinn für den Wert des gedanklichen Inhalts bald benommen. Fast ein jeder macht bald die Erfahrung, daß er sich zehnmal besser steht, wenn er seine ganze Bemühung auf die Richtigkeit der Formen richtet, und daß die Beurteilung derselben seitens des Lehrers davon abhängt, wie beliebt oder unbeliebt er bei diesem ist. So gelangt selbst der Beste bald dazu, seine Aufsätze von Mitschülern durchsehen zu lassen, und gar der Mittelmäßige erst? Dieser findet es am billigsten, wenn er ganze Sätze, ja oft Abschnitte aus gedruckten lateinischen Aufsatzsammlungen abschreibt; denn hier hat er eine gewisse Bürgschaft für die Richtigkeit der Form — obwohl auch hier oft kühne Täuschungen sich ereignen — und einen genügenden Inhalt. Es kann durchaus bewiesen werden, daß ein grammatisch zufällig korrekter Aufsatz bei aller Dürftigkeit des Stiles — das Deutsch-Latein des Primaners ist weltberühmt — und erst recht der Gedanken weit günstiger beurteilt wird, mindestens mit „genügend,“ als ein anderer von wirklich lateinischem Stil und fleißig gedachtem Inhalt, wenn der Verfasser das Unglück hat, vielleicht vier „grobe“ grammatische Fehler übersehen zu haben. So wird durch die lateinischen Aufsätze nur die Unselbständigkeit, Gedankenlosigkeit und ein verkehrtes einseitiges Interesse am äußerlich Korrekten genährt: Umstände, die jeder einsichtige Lehrer genügend selbst kennt. Solange es sich jedoch immer nur um Lateinisch und Griechisch dreht, dürfte trotz aller vorgebrachten Gründe bei der so eingewurzelten Gewohnheit unaufhörlicher schriftlicher und mündlicher Übungen in diesen Sprachen dennoch nicht eine genügend feste Überzeugung von der gänzlichen Entbehrlichkeit derselben für die zu erzielende theoretische Kenntnis der Grammatik und des fremden Sprachbewußtseins bewirkt sein. Dies wird aber wohl bei jedem sofort der Fall sein, sobald wir andere, ebenfalls tote Sprachen in Betracht ziehen. Schon das Hebräische, wie es noch auf der Schule getrieben wird, liefert ein gutes Beispiel. Auch hier gilt es bei der Prüfung eine sichere Kenntnis der Grammatik nachzuweisen, und dennoch verläßt wenigstens von Prima an jeder auch nur im geringsten einsichtige Lehrer den sonst für unentbehrlich gehaltenen Weg der schriftlichen Übersetzungen ins Hebräische. Ja, hier hört man überhaupt von vornherein nur von Exercitien, und ein hebräisches Extemporale dürfte vielleicht ins Karitäten-Kabinett gehören. Von Prima an jedoch beginnen die sogenannten „Analysen,“ welche die genaue grammatische Zergliederung einer leichteren Stelle zum Zweck haben. Eine solche Arbeit wird auch bei der Prüfung verlangt: ein Beweis, daß man im Gebiete dieser Sprache merkwürdigerweise die Ansicht hat, daß auch so die nötige grammatische Kenntnis, ja vielleicht am besten so, dargethan werde. Verlassen wir aber überhaupt den beschränkten schulpedantischen Gesichtskreis und betrachten wir die Praxis der älteren, nicht mehr gesprochenen Sprachen auf der Universität! Was der Studierende auch immer wählen möge, es sei sanskrit, arabisch, gotisch, althochdeutsch und mittelhochdeutsch, altenglisch und mittelenglisch, altfranzösisch und provençalisch, altspanisch, altitalienisch u. s. w., in jeder Sprache soll er nicht bloß eingehendste Kenntnis der Beschaffenheit des Hauptdialektes, sondern auch möglichst der Nebenmundarten paradigmatisch und analytisch vergleichend sich aneignen. Wären

hierfür nun schriftliche Übersetzungen in die fremde Zunge von einer im entferntesten wesentlichen Bedeutung, wie würde nicht da das Extemporalschreiben und Exercitienanfertigen öffentlich geübt werden, wie würden nicht bei der Prüfung geeignete Klausurarbeiten angeordnet werden, um die Sicherheit des Kandidaten in der betreffenden älteren Sprachstufe zu ermitteln! Ein provençalisches oder althochdeutsches oder altenglisches Extemporale! ein einzureichender Lebensabriß statt lateinisch jetzt gotisch oder altspanisch! ein mittelhochdeutscher oder altfranzösischer, mittelenglischer Aufsatz! Welch homerisches Gelächter würde denjenigen Professor verfolgen, wo er nur erschiene, der im Ernst solche Ideale hätte! Und mit welcher Entschiedenheit würde jeder Studierende den Vorwurf zurückweisen, daß die bloße Lektüre der Schriftsteller nicht genüge, ihm ein sicheres Bewußtsein der Eigentümlichkeit der jeweiligen älteren Sprache zu erwecken! Wer jemals in der Lage gewesen ist, einen älteren Schriftsteller neu herauszugeben und dabei Lücken zu ergänzen, hat die Erfahrung gemacht, daß, sofern ihm von Natur überhaupt die Fähigkeit, die Eigenart einer fremden Sprache zu erfassen, gegeben wird, er so sehr in die Schreibweise jenes eingedrungen war, daß seine Ergänzungen völlig wie aus der Feder des Verfassers hervorgeflossen erschienen; ja, er vermochte vielleicht die Ergänzung eines vorausgegangenen Gelehrten, die inhaltlich ganz richtig war, doch seinerseits erst formell und stilistisch genau dem Autor anzupassen: und alles dies, ohne daß er jemals vorher aus seiner Muttersprache den geringsten Satz in die fremde übersezt hätte!

Bedarf es noch weiterer Beweise? Wollen wir noch erst gar sprachvergleichende Philologen herbeiziehen, welche gleichzeitig Dutzende von Sprachen mit ihren Verzweigungen bis ins einzelste analytisch und synthetisch stets gegenwärtig im Bewußtsein haben, um uns zu überzeugen, daß schriftliche Übungen nur für die Praxis in einer Sprache und auch hier nur einen sehr beschränkten Wert haben? Was zögern wir also noch? Für das Griechische ist am allerwenigsten praktisches Bedürfnis vorhanden, hier muß die Abschaffung jeder schriftlichen Arbeit jedem einleuchten, und für das Lateinische bedarf es ebenso nur eines festen Griffes, um den so künstlich und dürftig noch fortgesponnenen Lebensfaden für immer zu zerreißen! Fort also mit den lateinischen und griechischen Exercitien, Extemporalien und Aufsätzen, soweit letztere noch bestehen; fort aber auch mit allen mündlichen Übungen auf Schule und Universität in diesen Sprachen! Es ist zehnmal fruchtbarer, wenn in den klassischen Seminarien ein verständiges und inhaltreiches Deutsch gesprochen als ein fragwürdiges hohles Latein geradebrecht werde; es ist hundertmal besser, wenn die kurzen Lebensabriße, welche jeder Doktorandant einzureichen hat, und die klassisch-philologischen Prüfungs- und sonstigen Arbeiten in gelenktem Deutsch als in holprigen Latein abgefaßt werden; es ist tausendmal besser, wenn alle Diplome und öffentlichen feierlichen Anschläge seitens der Universität, wie Einladungen zu Geburtstags- oder Jubiläumsfeierlichkeiten von Fürsten oder Gelehrten, in würdigem, begeisterndem, positivem Deutsch als in einem von den nüchternsten und banalsten Superlativen strotzenden, in der zusammengeschnürtesten Zwangsjacke stilistischer Schachtelperioden sich bewegenden oder genauer steifbeinigen Latein, dem Schreckgespenst sowohl der kopfschüttelnden studentischen Lehrer als der über ihre Abfassung schwitzenden Herren Professoren, aufgesetzt werden! Die ganze Art der Verwendung der lateinischen Sprache zu gelehrten Zwecken ist heute kaum noch mehr als eine wissenschaftliche Spielerei, welche dem Ernst eines deutschen Denkers nicht mehr genügen kann.

Zugegeben aber nun, daß es möglich sei, alle schriftlichen und mündlichen Übersetzungen ins Lateinische und Griechische auf Schule und Universität völlig abzuschaffen, ohne dadurch der grammatischen Sicherheit und dem Sprachgefühl des Schülers und des Studierenden den geringsten Abbruch zu thun: welche veränderte positive Gestalt müßte dann der klassisch-philologische Unterricht und das Studium der Sprachen annehmen? Nichts ist leichter, als dies zu beantworten, nichts

leichter, als die Brücke über die tiefe und schroffe Klust zu schlagen, die vorläufig noch Gymnasium und Universität, Schüler und Studenten, den angeknieteten und den befreiten Geist trennt! Zunächst ist hervorzuheben, welch ungeheure Zeiterparnis durch den Fortfall der schriftlichen und mündlichen Übungen in der Schule und im häuslichen Arbeiten erreicht wird. Rechnen wir für Sexta, Quinta und Quarta nur wöchentlich drei Stunden, so ergibt dies schon bei vierzig Schulwochen in den drei Jahren $3 \cdot 40 \cdot 3 = 360$ Stunden! Unter-Tertia, Ober-Tertia und Unter-Sekunda verwenden für Lateinisch mindestens wöchentlich vier, für Griechisch ein bis zwei Stunden, fagen wir zusammen nur fünf, so haben wir in diesen drei Jahren abermals $5 \cdot 40 \cdot 3 = 600$ Stunden! Mit Ober-Sekunda beginnt der lateinische Aufsatz und nimmt das mündliche Vorbereiten auf Übersetzungsaufträge eher noch zu, acht Aufträge im Jahre, jeder im Durchschnitt mit dem Einschreiben zu nur acht Arbeitsstunden und seine Besprechung in der Schule zu nur einer Stunde gerechnet, macht bis zum letzten Semester in Prima allein $8 \cdot 9 \cdot 2\frac{1}{2} = 180$ Stunden, dazu abermals $5 \cdot 40 \cdot 2\frac{1}{2} = 500$ Stunden aus! Die schriftlichen und mündlichen Übungen in den klassischen Sprachen von Sexta bis zur Abgangsprüfung verschlingen also ein Arbeitskapital von $360 + 600 + 180 + 500 = 1640$ Stunden, wovon in den unteren Klassen etwa von dem Anteil zwei Drittel, in den mittleren und oberen ein halb auf Unterrichtsstunden entfallen. Die Zahl ist natürlich sehr wenig genau, aber sie ist eher zu niedrig als im geringsten zu hoch. Auch weiß ich sehr wohl, daß auf einigen Schulen von Prima an, nachdem in Ober-Sekunda die für das Abiturientenexamen maßgebende griechische Übersetzung geschrieben ist, nur noch Übersetzungen aus dem Griechischen ins Deutsche, wozu also keine häusliche Vorbereitung möglich ist, angefertigt werden; indessen ist dies keineswegs auf allen Schulen so, wie ich selbst erfahren habe. Sagen wir nur, von jenen 1640 Stunden gingen 900—1000 dem Unterricht verloren, so bedeutet dies drei Viertel Schuljahr, die Woche zu dreißig Stunden gerechnet. Und drei Viertel Jahr zu täglich drei Stunden verliert der Schüler mit seiner Vorbereitung! und zwar, wenn er alle Klassen suo anno durchläuft! Welch ungeheure grammatische Kenntnis und Sicherheit ließe sich mit jenen 1000 Unterrichtsstunden sonst erzielen, welch ungeheuren Nutzen könnte der Schüler von den übrigen 700 Stunden für seine Gesundheit haben, wenn er auch nur die „größere Hälfte“ davon verwenden könnte! Und wie unglaublich dürftig sind dagegen die beim Abgange im Durchschnitt erreichten Erfolge! Wie ungesund im höchsten Grade solche Zustände sein müssen, giebt nicht bloß die Theorie an die Hand, sondern lehrt auch täglich die Erfahrung. Hinc illae lacrimae, hier ist die Wurzel für so viele vermeintliche und wirkliche „Ungerechtigkeiten“ der Lehrer, für Verbitterungen, geistige Überbürdung, für so vieles Zurückbleiben, fieberhaftes Anstrengen und doch getäuschte Hoffnungen! Es ist klar, es bedarf einer von Grund auf neuen Gestaltung des altsprachlichen Unterrichts. Es ist schon oben angedeutet, welcher Art dieselbe zu sein hat; dazu bietet uns die jetzige Einrichtung des geschichtlichen Unterrichts die geeignetste Analogie. Das ganze Gebiet der alten und neueren Geschichte wird jetzt bekanntlich zweimal auf der Schule behandelt: das erste Mal bis einschließlich Ober-Tertia durchaus pragmatisch; hier liegt der Nachdruck auf dem was der Begebenheiten; das zweite Mal in den oberen Klassen entsprechend dem reiferen Verständnis des Schülers kausal, mit Betonung des warum der Geschehnisse. Diese Methode ist nicht zufällig, sondern physiologisch tief begründet: der jugendliche noch kindliche Geist ist völlig empirisch, es wäre verfehlt, ihm jetzt schon mehr von Dingen und Ereignissen zu sagen, als daß sie da sind bezüglich da waren. Der Jüngling jedoch fragt täglich mit reiferem Bewußtsein mehr und mehr nach dem Grunde der Erscheinungen, und der empfängt seinen wärmsten Dank, der ihm Anregungen zum Nachdenken der Eindrücke giebt. So liegt auch eine Zweiteilung des klassisch-sprachlichen Unterrichts in der

Natur des Schülers, die erste Stufe muß völlig paradigmatisch sein und dem unmittelbaren Zweck, die Lektüre zu ermöglichen, dienen, die zweite Stufe muß den ursächlichen Zusammenhang der sprachlichen Erscheinungen, die Entwicklung der Sprachgesetze an der Hand der Betrachtung der einzelnen Sprachlaute, Vokale und Konsonanten, und die Möglichkeit ihrer Gruppierung darlegen. Aber selbst eine derartige Betrachtung der lateinischen und griechischen Sprache würde, solange sie gesondert vorgenommen wird, nicht das Höchste leisten können. Die enge Verwandtschaft beider Zweige des indogermanischen Sprachstammes, für welche der Schüler schon geschichtlich sehr früh interessiert wird, legt es nahe, keine getrennten Grammatikstunden für die verschiedenen Sprachen, sondern allgemeine, beide in ihrem verschiedenen Aufbau und ihren Bildungsmitteln vergleichende einzurichten. Also die Grundzüge der Sprachvergleichung des Lateinischen und Griechischen sind es, welche nach unserer Ansicht die zweite Stufe der grammatischen Betrachtung bilden müssen. Wie weit im einzelnen diese in gesunder Weise zu gehen hätten, muß natürlich vorläufig dahingestellt bleiben. Von Ober-Sekunda an müßten also nur noch allgemeine Grammatikstunden vielleicht zweimal wöchentlich stattfinden. So wäre für das gründlichste Verständnis der grammatischen Seite der alten Sprachen Sorge getragen. Zugleich aber müßte eine schon von den untersten Klassen an sorgsam gepflegte, reichhaltige und immer eindringender gestaltete Lektüre das Sprachgefühl ausbilden. Und zwar müßte einerseits der Umfang der Lektüre schon von unten auf erheblich erweitert, andererseits aber auch ein tieferes Verständnis für die eigentümliche Ausdrucksweise und den Gedankeninhalt eines jeden Schriftstellers erzeugt werden. In dieser Beziehung sind wir ja, namentlich für das Griechische, jetzt schon sehr gut bestellt, Vorträge über die notwendige Geschichte und Mythologie, über Kulturzustände im Verein mit bildlichen oder gar plastischen Darstellungen geben der Lektüre einen trefflichen Hintergrund. Eins aber hat man trotz alledem bis heute noch gänzlich vernachlässigt, was doch in erster Linie, besonders für das Verständnis irgend eines philosophischen Schriftstellers wie Plato, ja selbst Cicero erforderlich ist: einen Grundriß der Geschichte der Philosophie. Ohne diesen aber bleibt erfahrungsgemäß das Verständnis des Schülers für Plato und Cicero, aber auch für die klassische Zeit der deutschen Litteratur, für Lessing, Schiller, Herder auf halbem Wege stehen. Die sogenannte „philosophische Propädeutik“ wie sie in der Prima getrieben wird, umfaßte bekanntlich bisher die Logik und die Psychologie. Von der Logik aber steht fest, daß sie nur dem gelegentlich etwas nützen könne, der schon von Natur mit einem scharfen und richtigen Denken begabt, dieses durch praktische Übung zu gründlicher Sicherheit entwickelt hat, ihm kann die Theorie der logischen Gesetze gelegentlich dazu verhelfen, einen von ihm oder einem anderen schon begangenen Fehler zu entdecken. Die formale Logik schärft den Verstand nicht im allermindesten, schon Kant urteilt über diese in den Schulen gelehrt besondere Logik des Verstandes, daß sie eigentlich nach dem Gange der menschlichen Vernunft das späteste sei, wozu sie allererst gelange, wenn die Wissenschaft schon lange fertig sei und nur die letzte Hand zu ihrer Berichtigung und Vollkommenheit bedürfe. Daher sollte in der That jeder einsichtige Mensch die Logik erst zum Schlusse seiner gesamten Universitätsstudienzeit betreiben, je später, desto besser.

Bei einer derartigen Umgestaltung des altklassischen Gymnasialunterrichts muß natürlich auch die Ausbildung der Philologen auf der Universität eine sehr veränderte und, dürfen wir wohl sagen, sehr vertiefte werden. Zunächst fällt ja die „Fertigkeit im schriftlichen und mündlichen Gebrauche der lateinischen Sprache“, sowie die „grammatische Korrektheit in Anwendung der griechischen Sprache“ fort, sodann aber kann das grammatische Studium der Sprachen jetzt nicht mehr bloß darin bestehen, daß „eine jede derselben sowohl in ihrer Formenlehre als namentlich in ihrer Syntax in ihren Einzelheiten in bestimmte Gruppen verbunden und unterschieden in einen

durchsichtigen Zusammenhang gebracht" werde (vergl. Prüfungsordnung für das höhere Lehrlach vom 5. Februar 1887 § 13 und Erläuterung), sondern nunmehr wird, wo in der That „das praktische Bedürfnis im Gymnasialunterricht" dazu vorliegt, ein gewisses Sprachvergleichendes Studium vom Kandidaten verlangt werden müssen. Dies führt keineswegs zu der so gefürchteten Zerstückelung der Arbeit; wieviel Kandidaten beschäftigen sich nicht schon jetzt mit den Grundzügen der Sprachvergleichung! Die Zeit dazu ist durch Fortschaffung der mündlichen und schriftlichen Sprachübungen entschieden vorhanden, und es würde sogar ein gewisser Zeitüberfluß geschaffen werden können, wenn weniger auf die geisttötende Handschriftengruppierung und fade Textkritik, als auf tiefdringendes, umfassendes Verständnis der Schriftsteller gegeben würde. Es ist völlig ausreichend, wenn der Studierende ein bis zwei Semester ein besonderes praktisches Kolleg über Textkritik durchgemacht hat, statt wie jetzt in seiner ganzen Wissenschaft nur noch eine textkritische Spitzfindigkeit über die andere erörtern zu müssen. Aber selbst ein Sprachvergleichendes Studium kann uns nicht genügend erscheinen, da es leicht in ein äußerliches Handwerk umschlagen könnte. Es muß vielmehr noch der höhere Geist hinzutreten, die Grundlage aller wahren Wissenschaft, die das künstlich Getrennte wieder von höheren Gesichtspunkten zusammenfaßt, die Synthesis durch sprachphilosophische Anschauungen. Wie der wahre Jurist der Rechtsphilosophie, der Theologe der Religionsphilosophie, der Naturforscher der Naturphilosophie, der Historiker der Geschichtsphilosophie außer einer allgemeinen, grundlegenden philosophischen Bildung im besonderen bedarf, so auch der Sprachgelehrte der Sprachphilosophie, diese Forderung müßte unbedingt bei der Prüfung gestellt werden. Durch solche Umgestaltungen in erster Linie könnte sowohl die Schul- als die Universitätswissenschaft dem Geiste unserer Zeit entsprechend vertieft und von den Außerlichkeiten auf ihr wahres Wesen schon frühzeitig zurückgeführt werden. Dadurch würde schon der Schüler einen würdigen und den Thatfachen entsprechenden Begriff von der Wissenschaft erhalten, und nunmehr würde in einzig richtiger Weise der ganze Unterschied zwischen Gymnasium und Universität darin bestehen, daß dort dem jugendlichen Geiste die Wissenschaft gegeben wird, hier er sie suchen und finden lernt. Zugleich aber würde dadurch mit Ober-Sekunda ein noch viel tieferer Einschnitt in das Schulleben gemacht werden als bisher, und wer mit dieser Stufe nunmehr abgeht, nimmt eine in sich geschlossene gelehrte Bildung in das Leben mit. Von der erhöhten Freundlichkeit und den damit reicheren Erfolgen des Schülers soll hier nicht weiter aufs neue gesprochen werden, es soll nur der Wunsch ausgedrückt werden, daß man in weitesten Kreisen den hier entwickelten Gedanken nachgehen möge!

Die Anwendung der Elektrizität in der Heilkunde.

von
Dr. Gregor Heymer.

I.

Die Elektrizität wird in der Heilkunde zu sehr verschiedenen Zwecken und in sehr verschiedenen Formen in Gebrauch gezogen. Man kann ihre Anwendung in zwei große Gruppen trennen, für diagnostische und für Heilzwecke. Zur letzteren, der Elektrotherapie, würde eigentlich im weitesten Sinne jede Benutzung des elektrischen Stromes zum Zwecke der Behandlung von Kranken gehören. Gewöhnlich versteht man jedoch unter der Elektrotherapie die elektrische Behandlung einer Person bei unverletzter Haut zur Hervorbringung hauptsächlich physiologischer Wirkungen, während man den physikalisch-thermischen Einfluß der Elektrizität auf den Platindrakt, welcher ebenfalls zur Behandlung verwendet wird, mit beson-

derem Namen als Galvanokautik und die chemische Wirkung des elektrischen Stromes als, gleichfalls therapeutisch sehr wertvolle, Elektrolyse bezeichnet, obwohl bei beiden Vorgängen eben auch die Elektrizität zur Behandlung benutzt wird. Als noch hierher gehörig ist der Elektromagnet zu nennen, welcher in der Augenheilkunde wichtige Dienste leistet. Außerdem wird die Elektrizität für diagnostische Zwecke als „Elektrodiagnostik," ferner zur Beleuchtung sowohl oberflächlich gelegener Teile als der in der Tiefe befindlichen Körperhöhlen sowohl zur Erkennung daselbst befindlicher krankhafter Vorgänge, als um bei ihrem Lichte operativ einzugreifen, verwendet. Ich will diese einzelnen Gebiete der Elektrizität, welche der Medizin nutzbar gemacht sind, ihre Wirkungs- und Anwendungsweise, die dazu nötigen Apparate und Werkzeuge kurz beschreiben und beginne mit der

Elektrotherapie.

Die Elektrizität wurde zuerst nach Erfindung der Elektriermaschine in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als Reibungselektrizität zur Behandlung von vielen Krankheiten benutzt. Nach der Entdeckung des Galvanismus gegen Ende des vorigen Jahrhunderts und der Volta'schen Säule wurden diese zu Behandlungszwecken herangezogen. Die Induktionselektrizität wurde erst in diesem Jahrhundert durch Faraday entdeckt und mittels der magneto-elektrischen Rotationsmaschinen, welche in älteren Instrumentarien noch vielfach gefunden werden, erzeugt. Etnwa in der Mitte unseres Jahrhunderts wurden die ersten galvano-elektrischen Induktionsapparate verfertigt, welche mit verschiedenen Aenderungen noch heute im Gebrauch sind und sich durch große Bequemlichkeit gegenüber den älteren mit der Hand in Bewegung zu setzenden Maschinen auszeichnen. Diese drei verschiedenen Arten der elektrischen Ströme, welche sehr verschiedene Wirkungen haben und daher auch individuell den einzelnen Leiden angepaßt werden müssen, werden zum „Elektrisieren" verwendet. Die weitere Schilderung wird zeigen, daß nur jahrelang ausgedehnte Übung und sorgfältiges Studium der betreffenden Krankheiten, besonders des Nervensystems, und der physiologischen Wirkungen der verschiedenen Stromesarten, des galvanischen, faradischen, sowie der besonders in neuester Zeit wieder in Aufnahme gekommenen Franklinisation (Influenz-elektrizität), in den Stand setzt, in sachgemäßer Weise die Elektrotherapie anzuwenden, und daß ihre Applikation möglichst niemals oder doch nur in ganz beschränkten Fällen der unangeübten Hand des Laien überlassen werden sollte.

Im folgenden beschreibe ich das hauptsächlichste in der Behandlung mit den drei Stromesarten benutzte Rüstzeug.

Eine galvanische Batterie, welche den galvanischen oder konstanten Strom liefert, besteht aus einer größeren Anzahl — bis zu sechzig — Elementen, welche in einem Schrank oder für den transportablen Gebrauch in einem Kasten sich befinden. Die Elemente sind in der aller verschiedensten Weise zusammengefaßt, meist enthalten sie je ein Zink- und Kohlenstück in feuchtem Leiter, oder sie sind als sogenannte Trockenelemente konstruiert. Welches System von Elementen den Vorzug verdient, dürfte noch nicht sicher festgestellt sein. Der Nachteil, welcher den meisten feuchten Elementen anhaftet, ist, daß sie nicht dauerhaft und zuverlässig genug sind, sondern recht häufig gefüllt und gereinigt werden müssen und nicht ihre Konstanz behalten; bei den Trockenelementen fällt allerdings der erstere Uebelstand fort, jedoch bleiben sie gewöhnlich auch nur begrenzte Zeit konstant und müssen dann vollständig erneuert werden, so daß man keineswegs ein abschließendes Urteil über ihre Brauchbarkeit bis jetzt fällen kann. Die Pole der Elemente sind durch Drähte verbunden, welche sich in den auf der Oberplatte des Elementenbehälters angebrachten Nebenapparaten vereinigen. Von letzteren sind notwendig der Stromwähler oder Elementenzähler, durch welchen eine bestimmte Anzahl von Elementen, welche gerade gebraucht werden soll, eingeschaltet wird. Der Stromwähler bewirkt eine Veränderung der Stromrichtung, ohne daß die beiden Elektroden (die auf der Haut des Patienten gehaltenen Elektrizitätsleiter) eine andere

Stellung einzunehmen brauchen. Zur Erkennung der Stromrichtung dient das Galvanometer, auf dessen Skala die Stromstärke-Einheit nach Williamperes (M. A.) aufgetragen ist. Die beiden Leitungsdrähte werden an dem positiven beziehungsweise negativen Pole des ersten und letzten Elementes befestigt; sie bestehen aus dünnem, zwecks Isolierung mit Seide beponnenen Kupferdraht und werden in Metallstücke, welche an Holzhandgriffen befestigt sind, eingefügt. Diese Metallansätze enden mit einer Schraube zur Aufnahme der verschiedenen metallenen Aufsätze, welche viereckig, rund, knopf-, platten-, pinselförmig für die verschiedenen Körpergegenden und Wirkungsweisen zur Verwendung gelangen.

Ein inducierter Strom entsteht in einer dünnen, auf einer Holzrolle aufgewickelten, beponnenen primären Kupferdrahtspirale, wenn in einer benachbarten sekundären Spirale, welche aus dickerem Draht gefertigt ist und daher weniger Windungen besitzt und welche in die erste hineingeschoben werden kann, ein galvanischer Strom unterbrochen oder geschlossen wird, außerdem wenn ihr schnell der Pol eines Magneten genähert oder von ihr entfernt wird. Zur Erzeugung des Stromes dienen ein bis zwei Elemente (meistens die in der Hausteleggraphie gebräuchlichen Leclanché-Elemente). Jeder einzelne Induktionsstrom hat geringe Stromstärke, erfolgt aber schnell. Durch geeignete Vorrichtungen werden die einzelnen Induktionsströme in rhythmischer Aufeinanderfolge als unterbrochener oder Induktionsstrom verwendet, und zwar jetzt gewöhnlich als galvanoelektrischer Strom, welcher durch Einschaltung des Wagner'schen Hammers selbstthätig wirkt. In der Richtung der primären Spirale befindet sich ein Eisenkern, welcher aus einer Anzahl dünner Eisenstäbe besteht und durch dessen Ein- und Ausziehen aus der Rolle eine verschiedene Stärke des Stromes entsteht. Der primäre Induktionsstrom entsteht in der primären, der sekundäre in der sekundären Rolle. Die Stärke des Stromes richtet sich nach der Stärke des inducierenden galvanischen Stromes und nach dem Bau des Apparates. Der sekundäre Strom ist am stärksten, wenn der Eisenkern völlig in der primären und diese vollkommen in der sekundären Rolle steckt; er wird schwächer durch Herausziehen des Eisenkerns und Entfernung der primären von der sekundären Rolle, was durch den Du Bois-Reymond'schen Schlittenapparat ermöglicht wird. Der primäre Strom ist am stärksten, wenn das Eisenbündel völlig in ihm steckt und die sekundäre Rolle entfernt ist; seine Stärke wird verringert durch Entfernung des Eisenkerns, ferner durch Einschaltung künstlicher Widerstände.

Der dritte Apparat zur Erzeugung von Elektrizität und deren Anwendung in der Therapie ist die Influenzmaschine, welche in ihrer einfachsten Gestalt wohl allgemein bekannt sein dürfte (zwei Glascheiben, von denen die eine rotierende mit ihrem Staniolbelag und Metallspitzen auf einem Metallpinzel aufschleift. Hierdurch wird die elektrische Ladung bewirkt und durch Metallbügel auf Papierstreifen an der Hinterwand der feststehenden Scheibe übertragen). In Deutschland ist der Gebrauch dieser Elektrizität, welche mit hochgepannten Strömen arbeitet und als Franklinisation bezeichnet wird, erst in den allerletzten Jahren mehr in Aufnahme gekommen. Sie wurde besonders in Amerika bisher in Anwendung gezogen. Die Drehung der Scheibe kann durch einen besonderen Motor bewirkt werden. Für Behandlungszwecke befindet sich die Influenzmaschine in einem großen Glasgehäuse, in welchem sich noch zwei Leidener Flaschen, ein Hygrometer und ein Quadrantenelektrometer befinden. Durch das Glasdach gehen zwei mit den beiden Auslader-Enden fest verbundene Messingstangen hindurch, welche einen drehbaren mit kugelförmigen versehenen Messingarm tragen, an welchem die zu den Nebenapparaten führenden Messingketten aufgehängt werden. Zu den Nebenapparaten gehört ein Fußschemel mit Staniolbelag und zwei größere Standapparate als Glocken- und Spitzenvorrichtung, sowie die anderen Werkzeuge zur örtlichen Anwendung.

Mittels dieser drei Apparate, welche in ihrer Art und Weise und Stärke sehr verschiedenartige Ströme erzeugen, ge-

schieht die elektrische Behandlung. Ihre vornehmste Anwendung findet dieselbe bei den nervösen und rheumatischen Affektionen. Die ersteren sind entweder organischer oder funktioneller Natur, über deren Unterschied ich bereits einige Auseinandersetzungen in der Skizze: Über Neuralgie machte, auf welche ich hiermit zur Vermeidung von Wiederholungen verweise. Je nach dem Sitze der Ursache in den Centren, Gehirn und Rückenmark, oder der peripherischen Ausbreitung im Körper teilt man die Nervenleiden in centrale und peripherische ein. Der Ort, die Veranlassung, die Stärke der einzelnen Affektionen, sowie der Zustand des betreffenden Patienten indicieren die Anwendung der beschriebenen Vorrichtungen für den individuellen Fall. Die leider der Mehrzahl der Menschen aus eigener Erfahrung bekannten rheumatischen Leiden sind der Muskel- und Gelenkrheumatismus, deren chronische Formen vorzüglich ein Angriffspunkt für die elektrische Therapie bilden. Der in Laienkreisen vielfach genannte „Nervrheumatismus“ ist in der ärztlichen Welt nicht bekannt.

Die Franklinisation, um mit der letzterwähnten Electricitätsform zu beginnen, wird bei verschiedenen nervösen Störungen, deren Ursachen im Gehirn liegen, z. B. der Migräne, sowie bei einigen hysterischen Affektionen des Gesichtes mit Erfolg in Form des elektrostatischen Luftbades verwendet. Der Patient befindet sich auf dem Isolierschemel, dessen Staniolbelagung mit dem die positive Elektrizität zuführenden Elektrodeneinde in Verbindung gesetzt wird, während die über ihm angebrachte Glockenvorrichtung negative Elektrizität erhält. Es entsteht sofort, wenn die Kette geschlossen, ein Emporsträuben der Haare, welches durch die elektrische Verteilung und Spigenwirkung bedingt ist. Ferner äußern sich eigentümliche Gefühle in der Kopfhaut, Ziehen, Kriebeln u. s. w., welche sich nach der entsprechenden Stellung der Glocke nach verschiedenen Teilen des Kopfes und Gesichtes hin verlegen lassen und dadurch bei den oben genannten Leiden von Wirksamkeit sein können. Die Stellen, auf welche die Elektrizität wirkt, werden mehr oder weniger bei den einzelnen Individuen durch die Einwirkung des Stromes auf die Hautgefäße rot und heiß. Nach der Sitzung ist das Gefühl für Berührung, Schmerz, Temperatur in den behandelten Stellen deutlich herabgesetzt. Die Folgewirkungen sind erregende und zweitens beruhigende, was sich ebenfalls nach der Reaktionsweise der verschiedenen Personen richtet. Erstere bestehen in Aufregung, Unruhe, Angstgefühl, Schlaflosigkeit; letztere äußern sich durch Gefühl von Freiheit und Leichterwerden z. B. bei Kopfdruck und den mit Hirnerkrankungen einhergehenden Formen von Neuralgie, Herbeiführung von Schlaf, Ermüdung u. s. w.

Ich kam es mir nicht versagen, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß die bei den verschiedenartigen krankhaften Zuständen des Nervensystems u. s. w. zur Verwendung gelangenden Arten der Elektrizität nur bei manchen Patienten mit diesen Leiden Wirksamkeit haben, während bei anderen ganz abweichende Maßnahmen notwendig sind, was natürlich nur der Beurteilung des behandelnden Arztes unterliegen kann, welcher die der ganzen Individualität des Kranken angepaßte Therapie für jeden einzelnen Fall aufzustellen hat. Wenn auch einem Patienten eine Behandlungsweise „geholfen“, so braucht sie darum nicht auch für ein anscheinend an derselben Krankheit leidendes Individuum von Vorteil zu sein. Wenn ich sage anscheinend, so bezieht sich dies auf die laienhafte Beurteilung von einzelnen Krankheitserscheinungen, welche so oft Veranlassung giebt, daß Kranke ohne ärztlichen Rat ein Heilverfahren, welches ein Arzt dem Leidensgefährten verordnet, für sich selbst benutzen, während doch der Kranke selbst sich gar kein Urteil über sein Leiden bilden kann und aus den Erfahrungen anderer in den meisten Fällen zu unrichtigen Schlüssen über seinen Zustand gelangen wird, da ganz verschiedene Grundleiden mit ganz analogen Symptomen verlaufen können, während andererseits ein und dieselbe Krankheit bei verschiedenen Personen sich durch die verschiedene Beschaffenheit des Körpers u. s. w. ganz verschieden gestaltet, was allein

der Arzt durch Studium und Beobachtung zu entscheiden in der Lage ist. Diese Bemerkungen beziehen sich nicht etwa allein auf die Nervenleiden und die Anwendung der Elektrizität, sondern ganz allgemein auf krankhafte Zustände und die zu ihrer Bekämpfung vorhandenen Verfahren und Mittel. Das Sprichwort „Eines paßt sich nicht für alle“ dürfte fast nirgends besser als in der „Heil“-kunde zur Beachtung empfohlen sein. Da besonders Nervenkrankte, deren Leiden hier vorzugsweise in Frage kommen, solche Beschreibungen auf ihren eigenen Zustand zu beziehen geneigt sind, habe ich diese Bemerkungen hier eingefügt.

Bei jener Anwendung des elektrostatistischen Luftbades bei Kopfnervalgien u. s. w. liegt wohl weniger eine allgemeine als lokale Wirkung hochgespannter Elektrizität vor. Betreffs ihrer örtlichen Anwendung in Form hochgespannter Ströme als elektrischer Hauch, Büschel ist nach den bisher vorliegenden wenig zahlreichen Beobachtungen deutscher Forscher über diesen Gegenstand zu sagen, daß dieselbe bei Hautgefühllosigkeit gut wirkt, überhaupt überall da, wo thermische Effekte erwünscht werden, ferner bei veralteten neuralgischen Leiden, Ischias, Zwischenrippennerven-Neuralgie u. s. w. Für elektro-diagnostische Zwecke scheint die elektrostatistische Reizung dieselbe Wirkung auf Nerven und Muskeln auszuüben wie die faradische, so daß im allgemeinen für die Influenzelektrizität nur ein kleiner, wohl aber recht ausnützbarer Wirkungskreis vorhanden ist.

Der inducierte Strom, welcher durch mit Leinwand oder Schwamm versehene und angefeuchtete Elektrodenplatten auf die Haut des Kranken oder innerhalb der Körperhöhlen mit knopf- oder olivenförmigen Elektroden, welche mit längeren metallischen in der Nähe der Spitze isolierten Einführungsstäben versehen sind, appliciert wird, wirkt auf die willkürlichen Muskeln und auf die Nervenstämme und erzeugt kräftige Muskelzusammenziehungen. Die Elektroden werden zu diesem Behufe an ganz bestimmten Körperstellen aufgesetzt, die als „motorische Punkte“ bezeichnet werden. An diesen motorischen Punkten findet eine Reizung der motorischen Nerven an deren Eintrittsstelle in den Muskel statt. Muskelkontraktionen kann man aber auch erzielen, wenn man die motorischen Nerven überall da, wo sie der Oberfläche nahetreten, reizt. Sehr wichtig und interessant ist die Erregung der Kontraktionen eines Muskels, die besonders bei verschiedenen Vergiftungen, mit Chloroform, Leuchtgas u. s. w. sowie anderen „aphytischen“ Zuständen, bei denen die Atmung gehemmt wird, energische Wirkungen entfaltet, nämlich die Zusammenziehung des Zwerchfells durch die Reizung der dasselbe versorgenden Zwerchsellerven. Der motorische Punkt dieser liegt beiderseits ungefähr in der Mitte dicht oberhalb der Schlüsselbeine. Durch das Aufsetzen der beiden Elektroden an diesen Stellen wird das Zwerchfell kontrahiert und hierdurch künstlich die Bewegung des Brustkorbs und der Lungen erzeugt, welche dieselben bei normaler Atmung ausführen. Auf diese Weise kann wieder den Lungen und durch ihre Vermittelung dem Blute sauerstoffreiche Luft zugeführt und der drohenden Kohlenäurevergiftung, der Erstickung, vorgebeugt werden.

Örtlich wird der faradische Strom bei Lähmungen angewendet, hat aber hier geringere Wirkung als der konstante. Stärkere Reizung der gesamten Muskeln und Nerven mit dem inducierten Strom ist nicht günstig, da dieselbe lähmend auf die motorischen Nerven wirkt. Mit gutem Erfolg wird der Strom bei manchen Gelenkneuralgien und Migräne benutzt, hat aber seine hauptsächlichste Verwendung in Form des faradischen Pinsels bei den peripherischen und centralen Anästhesien, welche verschiedene Erkrankungen des Nervensystems begleiten. Der inducierte Strom wirkt von der Haut aus sicherlich nicht sehr weit in die Tiefe, z. B. auf das Gehirn oder Rückenmark vom Schädel oder Rücken aus, wie dies vom konstanten Strom als feststehend zu betrachten ist, welcher daher auch zur Behandlung der Erkrankungen dieser vornehmlich zur Anwendung gelangt. Die örtliche Behandlung innerer Organe mit dem inducierten Strom bei verschiedenen Krankheiten des Darms,

Magens und anderer Unterleibsorgane beruht meistens ebenfalls auf dem Einfluß desselben auf die Muskulatur, welche diese Organe enthalten und welche wichtige Teile ihrer Funktion versorgen, und geschieht nach den für die Applikation des faradischen Stromes überhaupt gültigen Regeln. Auch hier ist je nach den vorhandenen Umständen bisweilen die Anwendung des konstanten Stromes am Platze.

Der galvanische oder konstante Strom unterscheidet sich in seiner Wirkungs- und Anwendungsweise sehr wohl von den vorher genannten. Er äußert stets nur Einfluß auf unterhalb der Haut gelegene Organe, Muskeln, Sehnen, Nerven, Gelenke u. s. w.; von den Nerven aus weiter auch auf das Gehirn und Rückenmark. Die für den inducierten Strom bisweilen gebräuchlichen sondenförmigen Elektroden zur Benutzung des Stromes in Körperhöhlen werden für den galvanischen Strom am besten vermieden, da stärkere konstante Ströme ägend auf die Schleimhäute wirken. Der erregende Einfluß des Stromes kommt besonders bei den peripherischen Nerven in Betracht. Bei verschiedener Anwendung der Elektroden hat der konstante Strom beruhigende und schmerzstillende Wirkung, empfiehlt sich also für manche Arten von Rheumatismen und Neuralgien. Ferner ist für die Wirkung des galvanischen Stromes die auf- und absteigende Richtung desselben wichtig, sowie die verschiedene Anordnung der Pole. (Man bezeichnet die eine Elektrode als Anode, die andere als Kathode, da erstere am positiven, letztere am negativen Pole sich befindet, jene also dem zu behandelnden Objekt positive Elektrizität zuführt, diese dieselbe abführt.) Für viele Zustände fallen diese beiden Verhältnisse wenig ins Gewicht, so bei der zerteilenden oder resorbierenden Wirkung des galvanischen Stromes, welche bei Vorgängen von Entzündung, zu starkem Blutreichtum und Ausschüßungen der Drüsen, Muskeln, Sehnen, Gelenke, Nerven u. s. w. eine wichtige Rolle spielt, wiewohl hier die Richtung des Stromes von einiger Bedeutung zu sein scheint. Die Wirkungen des galvanischen Stromes, welche hierbei in Frage kommen und welche man als katalytische zusammengefaßt hat, sind dreierlei: die elektrolytische, welche noch besprochen werden wird, die physikalische und die Wirkung auf die Blut- und Lymphgefäße.

Der konstante Strom wird auch in direkter Verbindung mit Medikamenten benutzt, Behandlung mittels Kataphorese. Besonders das Chloroform wird hierfür verwendet, indem man die mit demselben getränkte Anode auf die Körperoberfläche an der zu behandelnden, die Kathode an beliebiger Stelle aufsetzt. Der Strom führt die Flüssigkeit von der Oberfläche in das Hautgewebe, wo das Chloroform seine schmerzstillenden Eigenschaften entfalten kann. Der Nachweis, daß das Medikament wirklich in die Haut eingedrungen, ist chemisch leicht zu führen: das Verfahren eignet sich besonders für die Behandlung schmerzhafter Neuralgien, welche noch nicht zu lange Zeit bestehen. Zu demselben Zweck ist die Diffusionselektrode angegeben, welche das betreffende Mittel in flüssigem Zustande enthält, welches dann durch Diffusion durch eine Membran in das Hautorgan übertritt.

Der konstante und faradische Strom gelangen gesondert oder zusammen im hydroelektrischen Bade zur Verwendung, welches sehr wohl von dem oben geschilderten elektrostatistischen Luftbade zu unterscheiden ist. Die Elektrizität wird der Gesamtoberfläche oder einem größeren Teile derselben durch Vermittelung der leitenden Badeflüssigkeit zugeführt. Es giebt elektrische Voll- und Lokalbäder, elektrische Douchen u. s. w. Je nach der benutzten Stromesart kann man galvanische, faradische und galvano-faradische Bäder unterscheiden. Tauchen beide Pole des zugeleiteten Stromes in die Badeflüssigkeit, so ist das Bad ein dipolares, befindet sich nur der eine darin und der andere steht mit dem Körper des Badenden in Verbindung, so ist das Bad monopolar. Das elektrische Bad ist wohl das beste Verfahren für allgemeine Elektrifikation. Beim monopolaren geht ein größerer Strom als beim dipolaren durch den Körper des Badenden hindurch. Das elektrische Bad bewirkt nachweisbare Veränderungen der Haut, des Nervensystems,

der Atmung, der Körpertemperatur, des Allgemeinbefindens, aus denen sich die Indikationen für seinen Gebrauch bei verschiedenen Leiden des Nerven- und Bewegungsapparates, Neuralgien, manchen Formen des Zitterns, herleiten. Von allgemeinen Erkrankungen des Nervensystems sind zu nennen Hysterie, Neurasthenie, Beitzstanz, außerdem der chronische Gelenk- und Muskelrheumatismus. Erwähnt zu werden verdienen auch die noch nicht vollkommen abgeschlossenen Versuche, mit hydroelektrischen galvanischen Bädern die Ausscheidung verschiedener Metalle, z. B. des Quecksilbers, aus dem Organismus zu begünstigen, sowie auf kataphorischen Wege in der Badeflüssigkeit gelöste Stoffe, z. B. Eisen, mit Hilfe des Bades in den Körper überzuführen.

Die hydroelektrischen Bäder werden in Holzwannen verabfolgt. Beim monopolaren Bade besteht die Flüssigkeit aus einfachem oder salzigem Wasser. Ein paar große Elektroden zur Stromzuleitung werden am Fußende in die Wanne eingehängt, quer über der Wanne eine mit feuchtem Leiter umgebene röhrenförmige Elektrode, die vom Badenden erfasst wird, angebracht, oder man benutzt eine große Metallplatte, die den Zulichtungsdraht aufnimmt und von einem passend gestalteten Gummluftkissen umgeben ist, auf welches sich, wenn das Kissen mit Wasser gefüllt ist, der Kranke mit dem Rücken lagert. Als Stromquelle dient die sekundäre Rolle eines gewöhnlichen Induktionsapparates oder eine konstante Batterie. Beim dipolaren Bade besteht die Badeflüssigkeit aus Wasser ohne Salzgehalt. Die Pole endigen in großen Metallplatten, gewöhnlich acht, welche durch besondere Vorrichtungen beliebig ein- und ausgeschaltet werden können. Um ein recht starkes Durchströmen des Körpers mit dem elektrischen Strom zu ermöglichen, ist noch eine Reihe anderer Vorrichtungen vorhanden. Die Stromquelle ist die mit Eisenkern versehene primäre Rolle eines Induktionsapparates für das faradische, eine konstante Batterie mit möglichst geringem inneren Widerstande für das galvanische Bad.

Die Dauer eines elektrischen Bades schwankt von etwa fünf bis etwa fünfzehn Minuten, die Temperatur beträgt fünf- unddreißig bis siebenunddreißig Grad Celsius. Die elektrischen Bäder müssen nach ärztlicher Vorschrift angefertigt und unter stetiger Kontrolle des Arztes benutzt werden.

Alle hier genannten Methoden haben den Zweck, den elektrischen Strom in seiner verschiedenen Entstehung und Gestaltung für die Behandlung der mehrfach erwähnten Erkrankungen zur Anwendung zu bringen. Die eingangs geschilderte streng notwendige Individualisierung für den Gebrauch der einzelnen Stromesarten wird aus den obwohl nur ganz oberflächlich angedeuteten Indikationen deutlich geworden sein. Die übrigen Formen, in denen die Elektrizität in der Medizin zur Verwendung gelangt, sollen demnächst besprochen werden.

Nante Strump als Erzieher.

Von einem Berliner.

(Frei nach: „Rembrandt als Erzieher.“)

Es muß nichts, auf Prinzipien zu verweisen, aber eine bedeutende historische Gestalt, auf die man zeigen kann, die fördert, bildet und erzieht, und wenn ich Umschau halte, wen ich wohl in dieser Zeit des Niederganges der deutschen Nation als Bildner und Erzieher empfehlen könnte, so finde ich nur einen, der solcher Aufgabe gewachsen ist: Nante Strump.

Wir haben in Nr. 27 dieses Blattes den wertvollen Aufsatz „Rembrandtismus“ gebracht, in welchem Dr. Servaes seiner Bewunderung für „Rembrandt als Erzieher“ Ausdruck gab. Das Buch macht immer mehr von sich reden; wie aber die hier abgedruckte Parodie beweist, welche uns von einem unserer ersten Schriftsteller zugeht, regt sich bereits die Opposition gegen die neue Rembrandtvergötterung.
D. Red.

Über die Reinheit seines Germanentums kann kein Zweifel walten. Schon sein Name giebt die Gewähr. Wenn einst „Nachtmüde“ (nach Heine) das deutscheste Wort war, jetzt ist es „Strump.“ Ein sinniges Spiel des Zufalls, Gegenläufe, die sich berühren, Nordpol, Südpol. Das antipodische Wort ist jetzt an der Reihe. Macaulays Neuseeländer auf der Londonbrücke. So vollziehen sich allerorten die ewigen Gesetze. Der Volksgeist ahnt es, aber die Wissenschaft geht daran vorüber.

In Nante Strump haben wir den vollendetsten Ausdruck des Berlinertums und dadurch, in natürlicher Entwicklung der Dinge, des gesamten Deutschtums. Denn Berlin ist nicht länger mehr oder richtiger war niemals der „große Wasserkopf des Landes,“ wie der eiserne Kanzler zu versichern liebte (je größer der Mann, je größer der Irrtum). Berlin, wenn auch seinem Ursprunge nach mit dem weiblichen Makel und was schlimmer als das, mit der Goethevernachlässigung behaftet, Berlin ist das große Prinzip, das alles Deutsche fördert, leitet, führt. Wohin? Das ruht in der Zukunft Schofe. Berlin ist der „Geist“ in Hamlet, Deutschland ist bloß Hamlet. Vergleiche Freiligrath. Wer Fortinbras ist, niemand weiß es, am wenigsten die Wissenschaft; aber wer Fortinbras auch sein möge, wir können es hindern, daß er stürzend einrückt, denn wir haben ein Allheilmittel. Nicht Krupp, nicht das rauchlose Pulver, nicht das Repetiergewehr, nein — Nante Strump.

Warum ist unser Nante so groß? Worin wurzelt seine Macht als Erzieher. Einfach in der Thatfache, daß in ihm die für Deutschland maßgebende Vollkraft, die Berlinische, zum vollendetsten Ausdruck kam. Vordem hieß es, in jedem Berliner stecke was vom alten Fritz; seit dem Zeitalter Glasbrenners aber, dessen Auftreten dem Berlinertum Gelegenheit gab, die früher kontrahierte Schuld der Gleichgültigkeit gegen Goethe durch Glasbrenner-Enthusiasmus zu tilgen, hat der Spruch von ehedem eine Wandlung erfahren und muß jetzt heißen: „in jedem Berliner steckt ein Nante Strump.“

Noch einmal, was bedeutet uns dieser Name? Zunächst ein Bestimmen auf uns selbst, Individualismus, Kunst, Adel. Nichts Individuelleres als der „richtige Berliner,“ seiner Eigenart entspricht nur eines in der Geschichte: seine große Beliebtheit.

Zudem wer unseren Weihnachtsmarkt kennt, der kennt unsere Kunst, und wer unseren Wedding kennt, der weiß, daß wir von Adel sind. Alles ist da, nur vergeben; heben wir es, schaffen wir es zu Tage; Nante Strump bedeutet uns einfach nationale Wiegeburt. Je mehr wir mit dem Fremden brechen, je größerer Kraftentwicklung werden wir fähig sein.

Das Unberlinische hatte durch Jahrzehnte hin zu viel Macht über uns gewonnen, und es wird sich mit Zug und Recht sagen lassen, daß wir, in einer nun hoffentlich abgeschlossenen Verfallzeit, körperlich und geistig falsch ernährt worden seien. Hegel war ein Unglück, Schopenhauer ein Malheur, und schlimmer als beide waren die Quellen, an denen wir gleichzeitig unseren leiblichen Durst zu stillen hatten. Erst hatten wir den Thee, der das Berlin der Hegelzeit beherrschte, dann kam das, was, von Barzin aus, als das „natürliche Getränk des norddeutschen Menschen“ bezeichnet wurde (je größer der Mann, je größer der Irrtum), und endlich kamen uns Augustiner- und Franziskanerbräu. Darin lag vorgezeichnet, daß wir nach Kanossa mußten. Auf der ganzen Linie Niedgang. Und warum das alles? Weil wir des rechten Vorbildes vergessen hatten, jenes einen, dessen Berlinische Bedeutung in seiner echt Berlinischen Verpflegung wurzelte: die „Weiße,“ der „Silla.“ Nie kann ihm, unserem Vorbild und Erzieher, die Schuld der Dankbarkeit für die historischen Worte „Rein, Kiefe, alleweile keinen Thee nich“ in gebührendem Maße abgetragen werden, Worte, neben denen Aussprüche wie „mehr Licht“ oder „ich bin es müde über Sklaven zu herrschen“ zu bloßen Simplicien zusammenschumpfen. Ihn vorbildlich vor Augen, etwa wie die Bilder Theodor Hofemanns ihn uns aufbewahrt haben, in der Linken den Kimmel und in der Rechten noch einen, so werden auch wir zu wirklicher

Lebenslust genesen. Weg mit Dubois-Reymond, weg mit Darwin, der kein Auge für die Kunst hatte. Die Kunst! Ihr Heil ist in Böcklin und Uhde, das Heil des Lebens aber ist in der „Kruke mit der Doppel-Strippe.“ Hüten wir uns vor Frankreich, vor Zola. „Warum in die Ferne schweifen?“ Eine Frage, wohl wert in ein milder triviales Gewand gekleidet zu werden; aber wer hat immer gleich einen Kirchenvater bei der Hand oder einen Tauler oder einen Dichter aus der Hohenstaufenzeit?

Ein gutes Buch kann von tausend Sachen sprechen, endlich muß es ja doch mal aufhören. Und was einem Buche recht ist, das ist einem Aufsatze billig. So sei denn zum Schluß noch auf unseres Vorbildes und Erziehers politische Gesinnung hingewiesen. Er wird amtlich und historisch unter zwei Rubriken geführt, als „Somnenbruder“ und als „Eckensteher,“ aber auf Herz und Nieren hin geprüft, war er in beiden Eigenschaften derselbe. Seine Person schwankte zuweilen, nicht sein Charakter. In der Sonne liegend, wenn er überhaupt lag (und er lag viel), deckte sich seine Lebensform mit der alten Hohenzollernart-Deiße „non soli cedo,“ noch bestimmter aber kam seine Gesinnung in seiner zweiten Eigenschaft als Eckensteher zum Ausdruck. Er stand an der Ecke der Königs- und Neuen Friedrichstraße, die blauen Blechschilder der Straße dicht über dem eigenen Schilde. Drüben aber stand die Karre, mit der er, seinem eigenen Ausspruche gemäß, einzig und allein seine Carrière gemacht hatte. Denn modernes Strebertum lag ihm fern. Er haßte große Worte, sein Thun war stumm. In seiner Ausdauer an der Culner-Ecke, war die Treue seiner Gesinnung vorgezeichnet. Er hätte auch an der Klosterstraße, selbst an der Ecke der Heiligengeiststraße stehen können; aber in seiner Loyalität, der auch die Namen etwas bedeuteten, stand er wo er stand, eine Stütze so gut er konnte, so lange seine Kraft reichte, bis er fiel.

Er ist gefallen. Aber nehmen wir ihn wieder auf und wenn nicht ihn, so seine Mission. Er war der berlimteste Mann, der, in eben dieser seiner Eigenschaft, dem angeborenen Gefühle von der Würdigkeit aller willkürlich gewählten Kunst- und Lebens-Ideale niemals untreu werden konnte. Daß er berufen sein würde, selbst ein solches Ideal zu werden, dieser Gedanke lag ihm fern. Aber um so mehr Grund für uns, ihn zu feiern, ihm zu folgen. Ein jeder zu seiner Fahne. Der eine zu Rembrandt, der andere zu Nante Strump. Im Dschumm waren beide gleich.

„Die Kreuzersonate.“

Von
F. M.

Die Kreuzersonate* hat Leo Tolstoj seine neueste Schrift genannt und damit in Rußland, Deutschland und Frankreich seine Verehrer irre geführt. Wenn man auch nicht erwarten konnte, der Kulturfeind Tolstoj hätte eine dichterische Paraphrase der gewaltigen Komposition geschrieben, so durfte man doch erwarten, der Mystiker Tolstoj würde irgend welche welterlösende Paragraphen in die aufregenden Melodien hineingeheimnissen. Damit aber wenigstens die Leser dieser Zeitschrift nicht mit falschen Vorstellungen an das kleine Buch herantreten, sei gleich hier verraten, daß es mit seinem Titel so gut wie gar nichts zu thun habe.

In einem Eisenbahnwagen lernt der Dichter den unglücklichen Posdmyschew kennen, der dem fremden Mann nach alter und schlechter Schablone ausführlich seine Lebensgeschichte erzählt.

Posdmyschew hat sein Weib ermordet und die Richter

haben ihn freigesprochen, weil sie annahmen, er hätte in einem Anfall berechtigter Eifersucht mit dem Dolche zugestoßen. So liegt die Sache eigentlich auch unter allen bisher geltenden Gesichtspunkten. Posdmyschew hat nach dem landläufigen Junggesellenleben aus Verliebtheit ein schönes junges Mädchen geheiratet und hat mit ihr — ich weiß nicht wie viel Jahre lang in Güte, Zant und Treue dahingelebt. Zur Eifersucht findet er zum erstenmal Veranlassung, da ein junger, verführerischer Künstler sich mit deutlichen unredlichen Absichten der schönen Frau von dreißig Jahren zu nähern sucht. Posdmyschew kehrt nach dem bewährten Novellenrezept unangemeldet und rücksichtslos im Witternacht von einer Geschäftsreise zurück, findet den Künstler richtig in seiner Wohnung, wenn auch nur im Speisezimmer, und bringt im ersten Zorn seine Frau um. Das ist der Vorgang, der weder sonderlich gut erfunden ist, noch ungewöhnliche Charaktere vorführt und trotzdem das große Aufsehen rechtfertigt, welches das Buch in seiner Heimat gemacht hat. Nur daß das Werk seine Bedeutung weniger seinen dichterischen, als seinen agitatorischen Vorzügen verdankt. Als Dichter ist Tolstoj hier allein an der Vortragsweise zu erkennen. Anstatt seine Gedanken wirkungslos in logischer Folge zu entwickeln, legt er sie dem nervösen Posdmyschew in den Mund, und an dem Schicksal des Mörders nehmen wir doch joviell Anteil, daß wir von ihm auch die absonderlichsten Ansichten aufmerksam anhören. Um es mit einem Worte zu sagen: es sind Rousseaus kulturfeindliche Ideale, mit der dramatischen Lebendigkeit Diderots gepredigt.

Für die Eindringlichkeit des Stils giebt die einzige Stelle ein gutes Beispiel, an welcher von Beethovens Kreuzersonate die Rede ist. Die Frau und der Künstler spielen das Duo in Gesellschaft vor. Posdmyschew wird darüber wie verrückt. „Kennen Sie das erste Presto? Kennen Sie es? — O, ein entsetzliches Ding, diese Sonate! Und gerade dieser Teil! Überhaupt ein entsetzliches Ding, diese Musik! ... Die Musik zwingt mich, mich selbst, meine wahre Lage zu vergessen, sie versezt mich in eine fremde Lage; unter dem Eindruck Ihrer Musik glaube ich zu empfinden, was ich in Wirklichkeit nicht empfinde, glaube ich zu begreifen, was ich nicht begreife, glaube ich zu können, was ich nicht kann ... Beethoven hat doch gewußt, warum er sich in solcher Stimmung befand; diese Stimmung hatte für ihn bestimmte Handlungen zur Folge, und darum hatte die Stimmung für ihn einen Sinn — für mich hat sie keinen. Daher ist die Musik nur erregend, aber sie führt zu keinem Ergebnis. Ein Kriegsmarsch zum Beispiel; die Soldaten marschieren danach, und die Musik hat ein Ergebnis; ein Tanz, ich tanze, die Musik hat ein Ergebnis; die Messe in der Kirche, ich nehme das Abendmahl, auch hier hat die Musik ein Ergebnis ... dort aber nichts als Erregung, eine Handlung ist bei dieser Erregung nicht. Darum ist die Musik so furchtbar, darum wirkt sie oft so entsetzlich. In China ist die Musik eine Staatssache. So gehört es sich auch. Darf es denn gestattet sein, daß jeder beliebige Mensch einen andern oder viele hypnotisire, um dann mit ihnen zu machen, was er will? Und mehr noch, daß der erste beste unsittliche Mensch dieser Hypnotiseur sei? So aber ist dieses furchtbare Mittel in jedermanns Händen.“

In ebenso geistreicher und paradoxer Weise wie diesen Nebenpunkt verteidigt Tolstoj auch den Gedanken, um dessen willen er „die Kreuzersonate“ geschrieben hat. Posdmyschew, der Mörder aus Eifersucht, ist nach seiner Idee kein Ausnahmefall, Posdmyschew ist der Dichter, Posdmyschew sind wir alle. Jede Ehe ist unsittlich und verbrecherisch, in welcher Mann oder Weib niemals wohlgefällig nach einem fremden Weibe oder Mann blickt, ja auch dann, wenn Mann oder Weib vor der Ehe auch nur einen Schatten der Liebe gekannt hat. Schon früher hat Tolstoj seine Überzeugung in einem Glaubensbekenntnisse ausgesprochen: „Ich weiß jetzt, daß jedes Verlassen des Mannes oder des Weibes, die sich zum erstenmal verbunden haben, eben jene Ehescheidung ist, welche Christus den Menschen verbietet, weil die von dem ersten Manne oder

* Mit einer Einleitung von Raphael Löwenfeld. 1890. Berlin, B. Behrs Buchhandlung.

Weibe verlassenen Eheleute die Verderbtheit in die Welt bringen.“ Jetzt läßt er den Mörder mit unklarem Tiefsinn ausrufen, er hätte seine Gattin erschlagen, noch ehe er sie kennen lernte, damals, als er das erste illegitime Liebesverhältnis einging. Tolstoj nennt mit unerbittlicher Strenge die erste Beziehung zwischen Mann und Weib schon eine Ehe und er verlangt mit starrer Konsequenz unverbrüchliche Treue in dieser ersten Ehe, er verlangt natürliche Monogamie für die ganze Lebenszeit. Um seinen Satz zu beweisen, seziert er mit feinstem psychologischem Scharfsinn das moderne Eheleben und spricht erschreckliche Wahrheiten über Dinge aus, über welche man sonst nicht spricht. Wie der hinfende Teufel des Lesage deckt er alle Dächer ab, reißt er alle Türen auf, zieht er alle Vorhänge zurück; während aber Lesage nur die Handlungen der belauschten Menschen sieht, blickt Tolstoj in die Seelen hinein.

Posodmyschew ist aber nicht ganz und gar Tolstoj oder vielmehr Posodmyschew spricht außer diesen Lehren auch Träumereien aus, welche Tolstoj vielleicht nicht in eigenem Namen verkünden will. Die schwächste Seite Schopenhauers, der indische Quietismus mit seinem Umding von einer Selbstbefreiung des unfreien Willens, hat es dem russischen Dichter angethan, und er verlangt so etwas, wie Vernichtung des Menschengeschlechtes durch Askese. Wie die Verteidiger der Todesstrafe ihren Gegnern einst zuriefen, die Herren Mörder möchten doch mit der Abschaffung anfangen, — so wird allerdings die junge Welt in alle Ewigkeit den alten Wetbrüder antworten: „Entsagt erit ihr selbst der Welt, wenn ihr wieder einmal jung werden solltet!“

Doch trotz der Unhaltbarkeit dessen, was Tolstoj mit dem Enthusiasmus eines alttestamentarischen Sehers in die Welt hinausruft, ist der Eindruck ein starker und tiefer. Und noch eins. Leo Tolstoj gehört litterarisch entschieden zu der Schule, welche man aus Verlegenheit „die neue Richtung“ zu nennen pflegt und welche ich die Schule des litterarischen Cynismus zu taufen versucht habe. Gegen die neuen Führer sind Philister und Mucker immer mit dem Vorwurfe der Unsitlichkeit bei der Hand. Es ist die alte Erfahrung, welche man bei Wilden und Kindern bestätigt findet, die von ihren Ärzten oder Medizinmännern glauben, diese erzeugten die Krankheiten. So rufen die Frenzel und ihre frommen Genossen jedesmal, wenn von einem hervorragenden Manne der Finger in die Wunde der Moral gelegt wird, Zeter und behaupten, der Arzt habe die Moral verletzt. Es ist vielleicht gut, daß man auf Tolstoj hinweisen kann, der kein Philister und trotz seines Mystizismus kein Mucker ist, und der dennoch zu Endergebnissen kommt, welche mit der Askese der ersten Kirchenheiligen zusammentreffen.

Kleine Kritik.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend und die Saison nicht vor ihrem Ende loben. Da hatten wir neulich hier die Erwartung ausgesprochen, daß Günthers „Loni“ das Schlechteste sei, was das **königliche Schauspielhaus** in Berlin bringen könne, und nun hat am letzten Sonnabend die Leitung dieser Bühne — oder wer sonst dort die Verantwortung für all die überzahlreichen Mißgriffe trägt — den Beweis geführt, daß es doch noch etwas Schlechteres giebt, nämlich den unglaublich platten, dabei im innersten Kern verlogenen Schwan von Lothar Clement „Anonyme Briefe.“ Von den wenigen Erfordernissen, die ein echtes Schauspielhausstück haben muß, erfüllt diese Arbeit nur die eine, die der Langweiligkeit. Aber die zweite, ebenso wichtige Forderung, die der Wohlansständigkeit, bleibt unerfüllt — ein Student, der seinem Vater, noch dazu einem Landpfarrer, anonyme Briefe schreibt, in denen er sich verleumdet, nur um sich dann desto glänzender verteidigen zu können, das ist so widerwärtig, daß selbst das lammfromme Schauspielhaus-Publikum trotz der vielerlei alten Kalenderwitze, trotz der behaglichen Tri-

vialität, die sich da auf der Bühne breit machte, nicht zu klatschen wagte. Desto freudiger hat es zwei anderen Einaktern zugejubelt, von denen das eine — Vultaupts „Kopisten“ — seine Weltfremdheit nicht ungeschickt mit etwas litterarischem Firnis zu verdecken sucht. Das andere aber — „Graphologie“ von Strahl und Lessing — ist eine Schauspielerei im schlimmsten Sinne des Worts. Aus den wohl in ihrem Besitz befindlichen Rollen des Bolz und des Bellmaus haben die Herren sich zwei Redakteure herausgeschrieben, die sich mit zwei graphologischen Abonnementen gleich im Redaktionszimmer prima vista verloben. Daß in allen drei Stücken auch nicht ein Häutchen modernen litterarischen Geistes glimmt, ist selbstverständlich, denn sonst wären sie nicht ins Schauspielhaus, der Zufluchtsstätte aller dramatischen Neugierigkeiten, gekommen.

Das Schauspiel von **Arno Holz** und **Johannes Schlaf**, „die Familie Selide,“ ist nun am Diermontage auf der „Freien Bühne“ zur Aufführung gekommen, und so gestattet die eingehende Würdigung Gustav Landauers einige ergänzende Worte über den Erfolg des Versuches, uns ein Interieur für ein Drama auszugeben. Das Stück erregte bei den Gegnern der neuen Richtung den üblichen Sturm der Entrüstung, der diesmal freilich besonders schlecht angebracht war: aber auch die Freunde des Bühnennaturalismus, welche den hundert seinen Beobachtungen der Doppeldichter mit Bewußt folgen, werden am Ende das letzte Fallen des Vorhanges als eine Erlösung begrüßt haben. Das Auftreten jeder neuen Person ließ die Hoffnung auf ein Fortschreiten der Handlung neu aufblühen, einige intime humoristische Züge belebten die besseren Zuhörer, aber schließlich schlich immer wieder das Geipensüß der Langeweile über die Bretter. Auffallend war in diesem konsequentesten Naturalismus das Fortbleiben jedweder sogenannter Unzuchtigkeit. Es ist seltsam: Der Naturalismus Zolas sieht auf allen Höhen und in allen Tiefen nichts als das Balten des Geschlechtslebens, die Doppelnaturalisten Holz und Schlaf sehen es nirgends, und beide glauben, das Monopol der Naturwahrheit zu besitzen. Was ist Wahrheit? — Inzwischen haben sich die gemeinamen Dichter auch als ein Lyriker entfalt. Sie sollten das nicht fortsetzen, wenn sie den Spott nicht herausfordern wollen. Denn es ist in der neuen Richtung ebenso unverständlich wie in der alten, daß zwei Menschen zu gleicher Zeit genau dieselbe lyrische Stimmung empfinden, für diese Stimmung in demselben Vorgang ein Symbol erblicken und beim Ausströmen ihres Gefühls das gleiche Reimwort finden können. Die alte Schule ist in vielen Dingen abgethan; das aber wird sich wohl kaum so bald ändern, daß der Lyriker nach alter Gewohnheit seine Geliebte besingt. Wenn der Dichter nun aber aus zwei Männern besteht, und dabei wahr bleiben will, so wird er seine Liebeslieder gleich auf die Mehrzahl abstimmen müssen. Wenn Heinrich Heine z. B. mit Holz oder mit Schlaf gedichtet hätte, so hätten seine Verse ungefähr so lauten müssen: „Wir großen nicht“ oder „Uns ist als ob wir die Hände aus Haupt Dir legen sollten“ oder „Wir wissen nicht was soll es bedeuten, daß wir so traurig sind.“ Den Gedanken, daß sich einmal ein Mann mit einem Weibe zu gemeinsamer Lyrik verbinden und dann seine Verse an ihn oder an sie mehr verfassen könnten, sondern nur noch an es, den wage ich gar nicht auszubenden.

Am Karfreitag hat sich Ludwig Barnay dem Berliner Publikum als **Wallenstein** in „Wallensteins Tod“ nach langen Vorbereitungen gezeigt und bei der Kritiklosigkeit, die man einem beliebten Künstler seiner Art entgegenzubringen pflegt, für seine Leistung Beifall eingeerntet. Eine bestehende Maske und die effektvolle Ausbeutung jeder einzelnen Scene halfen über den Mangel an Einheitlichkeit der Auffassung hinwegtäuschen. Bald sah man die kalte Entschlossenheit des Feuillet'schen „Mann vom Eisen,“ bald einen lauernden Shakespeareschen Antonius, bald einen rührseligen Isländischen Hofrat und Familienvater. Für die Einfügung von Zügen der letzteren Art ist vielleicht Otto Ludwig verantwortlich zu machen. Die Wallensteinkritik dieses Dichters ist genial und von produktiver Energie; trotzdem wird einem Schauspieler anzuraten sein, dieselbe beiseite zu lassen und einen Schiller'schen Helden lediglich aus Schiller'schem Geiste herauszuspielen. Schiller wollte in seinem Wallenstein einen Realisten mit mystischem Untergrund geben. Ragender Ehrgeiz und rücksichtslose Selbstsucht verbinden sich mit einem geheimnisvollen Zaubergeist, als dessen Wurzel der Sternenglaube des Feldherrn

daliegt. Der Schiller'sche Wallenstein ist ein ganz isolierter Mensch, der seine gesamte Umgebung tief unter sich sieht und gleichsam über sie hinweg spricht und handelt. Er läßt sich gern von außen drängen, aber er macht doch alles mit sich allein ab. Er denkt und redet fast nur in Monologen. Er ist beständig in innerer Arbeit. Er hört, aber er sieht nicht. Nur aus einem mystisch gesteigerten Innenleben heraus ist dieser Charakter zu begreifen. Dieses Centrum fehlte bei Barnay vollständig. Wenn man den Künstler bereits zwei Minuten vorher um einen Tisch herum und der Wand entlang mit gemessenen Schritten nach einem mondcheinbeschienenen Fenster hinwandeln und sich im entscheidenden Augenblick in effektvolle Beleuchtung hinstellen sieht, so muß diese durchsichtige schauspielerische Absichtlichkeit jeden reinen künstlerischen Eindruck töten.

Der Verehrer Shakespeares wird, wenn er zugleich ein Freund von Mätkelraten ist, alle paar Jahre einmal den „Sturm“ lesen und über die Verbindung von Greifenweisheit, Jünglingsfeuer und Kindesstammeln staunen. Auf die moderne Bühne geschleppt, wird der Sturm aber niemals einen ehrlichen Erfolg haben, weil die Handlung kein Interesse erweckt und die Phantastik, welche an die Stelle treten könnte, nicht so reich und nicht so lustig strömt, wie etwa in dem „Sommer-nachtstraum.“ In Berlin hat das königliche Schauspielhaus dadurch Verzeihung für seine literarischen Sünden finden wollen, daß es auf unsägliche Trivialitäten eine dramaturgische Schraube, auf Loni den Sturm folgen ließ, allerdings nicht das Werk des Dichters, sondern eine Zauberkomödie von Shakespeare, Schlegel, Taubert, Graeb und Hartwig. Kostüme aus dem zwölften Jahrhundert, eine Dichtung aus dem siebenzehnten, ein Ballet aus dem achtzehnten und Theaterdekorationen aus unserem Jahrhundert. Dazu eine vorlaute Musik ohne individuellen Charakter. Von den Herrschaften, welche sich zu dieser Komödie vereinigt hatten, wurde nur der Tanzmeister lebhaft gerufen. Das Ausstattungsstück hätte ohne den Shakespeareschen Text vielleicht einen großen Erfolg gehabt, wie etwa das Ballet „Stanley“ im Victoria-Theater. Litterarhistoriker mögen übrigens entscheiden, ob sich Shakespeare zu seinem Sturm nicht durch ein ähnliches Entdeckungsfieber anregen ließ wie Moszowski und Nathanson zu ihrem Stanley in Afrika.

Ein gelungener Scherz **Paul Lindaus** hat die Aufmerksamkeit neuerdings auf den Gerichtsaaldichter **Oskar Thiele** gelenkt, dessen Name in Berlin ebenso unbekannt war wie im übrigen Deutschland, dessen lustige Berichte über Gerichtsverhandlungen jedoch sehr häufig die Kunde durch die gesamte deutsche Presse machten. Dem Verfasser dieser Berliner Volksbilder soll nun hier weder Talent noch Humor abgesprochen werden. Wenn auch manche Redensarten der Angeklagten (wie z. B. Herr Gerichtshof) vollkommen zur Schablone geworden sind, so ist dafür die urberlinische Redeweise immer vorzüglich getroffen; ich würde diese kleinen Skizzen in einem Witzblatte oder im belletristischen Feuilleton jedesmal mit Vergnügen lesen. Anders wird die Sache, wenn man nach der juristischen und moralischen Berichtigung des Verfassers fragt, der über wirklich vorgekommene Gerichtsfälle zu berichten hat und den Lesern dafür heitere Dialektstudien anstiftet. In juristischer Beziehung hat der einfachste Einbrecher, sowie die geschwätzigte Marktfrau das gute Recht, sich jede zum Zwecke des Späßes erfundene Schilderung ihrer Personen ernstlich zu verbitten. Die Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens wurde um sehr gewichtiger Gründe willen eingeführt; es ist ein Mißbrauch, wenn sie hauptsächlich zur Belustigung des Publikums dienen soll. Aber auch in rein moralischer Beziehung ist die scherzhafte Behandlung von Gerichtsverhandlungen im höchsten Grade unsittlich. Jeder Fall, in welchem so ein drolliger Neuling des Kriminalgerichts auch nur zu einem Thaler Buße oder zu einem Tage Haft verurteilt wird, kann im Leben des Angeklagten eine furchtbare Katastrophe sein. Auf der Anklagebank werden gewöhnlich keine Witze ge- rissen, man hört von dort her fast immer nur ein unterdrücktes Schluchzen. Und so ist bei aller Echtheit des Dialekts diese ganze lustige Verichterstattung doch eine Fälschung der Wahrheit, und in den sozialen Kämpfen der Gegenwart sollte die tausendfältige Not, welche im Gerichts-saal vorüberzieht, nicht ein vergnügliches Schauspiel für die große Menge derer sein, die noch nicht angeklagt sind. Oskar Thiele ist vielleicht ein guter Dichter; ein guter Verichterstatter ist er nicht.

Unfühbar. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Zwei Teile in einem Bande. (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel 1890).

Die herrliche Ebner-Eschenbach hat zum erstenmal ein Werk de longue haleine geschrieben; und der Stoff, den sie gefunden, war wohl für die große Romanform geeignet. Der Schauplatz der Handlung ist natürlich wieder abwechselnd in Wien und auf den Schlössern und in Dörfern des hohen österreichischen Adels. Maria, die Tochter eines mächtigen Grafen und Ministers ist ein gehorjames Kind, verzichtet auf den Schwerenöster Teffin, für den sie geschwärmt hat und heiratet den Magnaten Dornach, die beste Partie des Landes, ohne Liebe, aber mit ausreichender Achtung. Nachdem sie dem wackeren Gatten einen Stammhalter geschenkt hat, kommt über sie eine dämonische Stunde, in welcher sie sich von Teffin besiegen läßt. Ihre Schuld scheint ihr un- fähbar, besonders da bald auf dem Schlosse ein zweiter falscher Dornach atmet. Sie haßt ihren Verführer Teffin, sie liebt sein Kind nicht, sie lebt nur noch für die Armen und für ihren Mann, in dessen Vor- züge sie sich zu verlieben anfängt. Es scheint, daß Maria sich mit Hilfe von unaufhörlichen Gewissensbissen allmählich mit ihrer Schuld abfinden würde; da wird ihr Leben durch einen unglücklichen Zufall gestört. Der kleine Stammhalter, Dornachs echter Sohn, fällt ins Wasser, Dornach springt ihm nach, und Vater und Kind ertrinken. Maria, welche bisher auch aus Rücksicht auf Dornachs Lebensglück geschwiegen hat, kann den Gedanken nicht ertragen, daß Teffins Söhnchen unrechtmäßig den fürstlichen Besitz erben soll; bei der Testamentseröffnung geht sie ihre Schuld. Auf einem verwahrlosten Gute ihres Vaters scheidet sie dahin und stirbt. Die Gestalten sind wieder so voll Leben wie immer bei Marie von Ebner-Eschenbach. Ein Krautjunker, ein armer Vetter Dornachs, der am Ende mit seiner guten Frau und seinen unzähligen Kindern das gewaltige Vermögen erbt und als eine Art Fortinbras über die Zukunft beruhigt, ist mit seiner täppischen Güte eine Meisterfigur. Ebenso sind die andern Personen, Aristokraten und Dorfbewohner, mit klaren Dichter- augen geschaut und mit fester Hand wiedergegeben. Nur die schwache Stunde im Leben der Heldin ist nicht ganz glaubhaft dargestellt. Ob die Dichterin nun an dieser Stelle sich so weit vergaß, der Prüderie Konzeptionen zu machen, oder ob sie am Ende den prächtigen Stoff selbst bedenklich fand, jedenfalls wirkt sie über das, was Maria dazu trieb, einen undurchdringlichen Schleier. Wenn man die kurze Liebe zwischen ihr und Teffin nicht mit Hypnotismus oder sonst einer Aufhebung der Verantwortlichkeit erklären will, bleibt die That dieser Maria, die die Dichterin schildert, mehr unfaßbar als unfähbar. Der starke Stoff ist nicht rücksichtslos genug angepackt, die steigende Leidenschaft überzeugt uns nicht. Da aber der Leser den Fehler durch seine Phantasie leicht gut zu machen vermag, wirkt der zweite Teil des Romans dennoch mit voller Kraft.

Übrigens ist das Buch selbstverständlich wieder voll von fröhlicher Weisheit. Die Wiener Komtesen bekommen wieder köstliche Epigramme ins Gesicht gesagt, wie z. B.: „Früher wußte ich genau, ob ich mit einem Fiaker rede oder mit einer Komtesse, jetzt irre ich mich alle Augenblicke.“ Aber auch die Roheit des niederen Volkes erhält ihre Strafe, so bei der Schilderung einer Hasentreibjagd. „Das reizte Tier, das völlig wehrlos, zusammentreiben auf einen Fleck, damit es dort lustig niedergeknallt werde, nachhelfen mit dem Stod, wenn das Gewehr sein Werk nur halb gethan, tot machen so recht nach Herzenslust und noch Geld dafür kriegen, das ist ein Gaudium für den armen Mann, und für sein Kind eine Schule, in der es etwas lernen kann.“

Theater und Kirche. Darstellung ihres geschichtlichen Verhältnisses mit einem Ausblick in die Zukunft. Von einem Theologen. (Bremen, Druck und Verlag von W. Heinjus Nachfolger, 1890.)

Der Verfasser, der viel gelesen zu haben scheint und seine Meinung verständlich vorträgt, kommt zu dem nicht mehr ganz neuen Schlusse, daß der Besuch von Theatern und die Freude an bedeutenden Dramen nicht unsittlich sei. In theologischen Kreisen kann die kleine Schrift nur Gutes wirken; die übrige Menschheit steht dem Theater auch ohne eine solche gründliche Anleitung freundlich genug gegenüber.